

Neuauflage Freiezeit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nummer 31 — 1. Jahrgang Saarbrücken, Mittwoch, den 26. Juli 1933 Chefredakteur: M. Braun

Erst gewahrt wir vergnüglich
 Wilden Wesens Irrer Lauf,
 Unerwartet, unverzüglich
 Trat ein neuer Kaiser auf.
 Und auf vorgeschriebenen Bahnen
 Zieht die Menge durch die Flur,
 Den entrollten Lügenfahnen
 Folgen alle. — Schafsnatur!
 Goethe, Faust.

Wilhelm II.: 700 Millionen Mark

Der Nazi-Wirtschaftsdiktator Fritz Thyssen: 120 Millionen

Jeden Tag wird in Deutschland enteignet, aber nur das Eigentum der Arbeiter, ihrer Führer oder ihrer Organisationen. Auch Juden müssen daran glauben, soweit sie als Angestellte, Gewerbetreibende, Ärzte, Rechtsanwälte, Gelehrte usw. eine unbequeme Konkurrenz der Nazis darstellen. Vor der Gefahr der Enteignung geschützt sind die großen Kapitalisten. Deutschland hat 2000 Menschen, die über ein Vermögen von mehr als je 1 Million Mark verfügen. Die reichsten sind:

Wilhelm II.	700 Millionen Mark
Fürst Albert von Thurn und Taxis	240
die Familie Krupp	200
Großindustrieller Fritz Thyssen	120

Eisenindustrieller Otto Boff, Abtn.	110 Millionen Mark
sein Kompagnon Ottomar Stranz	60
Fürst Joh. zu Hohenlohe-Dehringen	120
Bankier Mendelssohn	120
Fürst Fürstenberg	100
Fürst Hensel von Donnerstorf	100
Graf von Hensel	65
Großherzog von Sachsen-Weimar	95
Herzog Albrecht von Württemberg	85
Fürst Ernst von Hohenzollern	80
Geheimrat Dr. Karl Voß	15
Karl Friedrich von Siemens	15

Die meisten dieser Herren haben sich als gefeindliche

Finanziers von Adolf Hitler erwiesen. Zum Dank dafür garantiert ihnen Hitler den ungestörten Besitz ihrer Millionenvermögen.

Einer der Reichsten unter diesen Reichen Fritz Thyssen ist in den Preussischen Staatsrat berufen und von Hitler zum Wirtschaftsdiktator über Rheinland und Westfalen ernannt worden. Die westdeutschen Sanleiter der Nationalsozialisten haben in Briefen an Herrn Fritz Thyssen diesem strengen Gehorsam gelobt. Siemens, Krupp und einige andere sind im wirtschaftlichen Generalrat Hitler.

Für diese Gesellschaft, diese Kriegsbefehlshaber und Rüstungspolitiker haben SA-Leute gekämpft und tausende und aber tausende Arbeiter verwundet oder totgeschlagen.

22 SA.-Leute vergiftet! Massenerkrankungen 3 SA.-Leute erschossen

Berlin, 25. Juli. Die Zahl der SA-Leute, die in der Charlottenburger SA-Kaserne durch den Genuß vergifteter Speisen gestorben sind, hat sich um weitere fünf auf zweiundzwanzig erhöht. Der Zustand von weiteren etwa 30 Mann gibt zu schwersten Besorgnissen Anlaß. — Die Ermittlungen nach dem bzw. den Tätern haben bisher nichts ergeben; in den Kreisen der SA behauptet sich das Gerücht, daß es sich um einen Anschlag der SS handelt. Die Polizei lehnt jedoch ab, die Untersuchung in dieser Richtung zu betreiben.

In einer dichten Schonung des bei Berlin gelegenen Grünwaldes entdeckten gestern Spaziergänger die Leichen von drei bisher unbekanntenen männlichen Personen, die, soweit sich nach der Kleidung schließen läßt, der SS angehört haben. Ausweispapiere waren nicht vorhanden. Alle drei sind durch Kopfschüsse getötet worden. Die Leichen, die schon stark in Verwesung übergegangen und deren Gesichtszüge nicht mehr zu erkennen sind, müssen schon drei bis vier Wochen an der Fundstelle liegen. Die Feststellung der Personalien dürfte große Schwierigkeiten verursachen, zumal von den Uniformen alle Standort- und Rang-Abzeichen sorgfältig abgetrennt worden sind.

Die Diäten steigen

Ein Gebiet, auf dem es wirklich aufwärts geht . . .

Die preussischen Staatsräte bekommen jetzt 1000 Mark monatlich Schmelzgehalt, denn zu sagen haben sie nichts. Die Nazipresse bringt das ihren Lesern so bei:

Die bisherigen Gehälter der preussischen Staatsräte sind um 60 Prozent herabgesetzt worden, so daß denselben nunmehr nur noch 1000 RM. verbleiben, ein Betrag, der unserer Erachtens noch hoch genug ist.

Natürlich ist das Schwindel, um die kritischen Gemüter zu beruhigen. Tatsache ist, daß die preussischen Staatsratsmitglieder bisher überhaupt kein monatliches Gehalt erhalten, sondern nur jeweils für die Sitzungstage entschädigt wurden. Sie blieben alle weit unter 1000 Mark im Monat. Nicht einmal der Präsident erhielt eine so hohe Entschädigung.

In den Berliner Arbeiterbezirken sind massenweise Flugzettel verbreitet worden, in denen die Erwerbslosen gefragt werden, wieviel sie an Unterstützung bekommen und ob sie mit den 1000 Mark auskommen würden, welche ein Staatsrat dafür erhält, daß er nichts tut. Die Polizei behauptet, die Zettel seien von Flugzeugen abgeworfen worden.

Nicht nur in Preußen, auch in Sachsen geht es mit den Diäten aufwärts.

Vor der Wahl sind in Dresden die Stadtverordneten diäten auf 40,— RM. pro Monat herabgesetzt worden. Nach der Wahl war eine der ersten Taten der Nazis, die Diäten auf 60,— RM. zu erhöhen.

Seit dem Verbot der SPD, haben die Braunen für sich die Diäten auf 100,— RM. pro Monat erhöht.

„Hysterische Tobsucht“ Sir Austen Chamberlain: Kein Zugeständnis an Hitler-Deutschland

Paris, 24. Juli. Sir Austen Chamberlain, der konservative Außenpolitiker, schreibt in den heutigen „Actualites“ über die Frage der Stellung Englands gegenüber dem Deutschland Hitlers unter anderem folgendes:

Deutschland wird und durch die von Herrn Hitler beliebte Politik der Drohungen und der Gewalttaten nicht zur Nachgiebigkeit zu bringen imstande sein. Im Gegenteil; wir werden ihm jedes Zugeständnis, und sei es noch so klein, zu verweigern haben.

Zunächst einmal hat Deutschland die Aufgabe, eindeutige Beweise dafür zu liefern, daß es wieder vernünftig geworden und bereit ist, den Geist der Friedensverträge zu achten.

Wer aber dem heutigen Deutschland vorzählt und der Welt glauben machen will, daß die Revision der Verträge eine auch nur diskutabale Sache sei, der ist in Wahrheit gar kein Freund des Friedens und will den Interessen des Friedens nicht dienen.

Im übrigen bestimmen wir den Zeitpunkt und den Umfang der Konzessionen, die wir vielleicht einmal Deutschland einräumen können. Das alles hängt einzig und allein von dem zukünftigen Verhalten Deutschlands ab. Herr Hitler wird sich ohne allzu große Mühe vorstellen können, daß er die Erfüllung seiner Wünsche außerordentlich in die Ferne schiebt, wenn nicht für alle Zeiten unmöglich macht etwa durch seine flammenden Aufrufe an ein Volk, das vor kurzem im tiefsten Elend und in der Verzweiflung lag und heute dank der amtlichen Propaganda in einem Zustand hysterischer Tobsucht sich befindet. Ebenso wird er begreifen können, daß die wütenden Reden gewisser Deutscher und das ständige Kriegsgeschrei gegenüber den Nachbarn des „Dritten Reichs“ es jedem Volk verbieten,

den deutschen Forderungen, und mögen sie noch so berechtigt sein, auch nur die kleinste und leiseste Unterstützung zu gewähren.

Hendersons - hoffnungslos Der deutsch-französische Gegensatz unüberbrückbar

Beröffentlichungen in englischen Zeitungen zeigen, daß Herr Henderson, der am Samstagabend wieder in London eintraf, in ziemlich pessimistischer Stimmung zurückgekehrt ist. Nach Aeußerungen, die der Präsident der Abrüstungskonferenz getan hat, scheint seiner Meinung nach die Haupt Schwierigkeit der Konferenz gegenwärtig in den Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und Frankreich zu liegen. Die französische Regierung äußerte mehr als je, in einem Verzicht auf Aggressivwaffen einzuwilligen. Sie sei höchstens bereit, ihren Verzicht von einer verhältnismäßig langen Zeitspanne abhängig zu machen, während welcher eine wirksame Ueberwachung die Gewähr für eine wirkliche Abrüstung Deutschlands erbringe müsse. Ferner seien die Franzosen immer noch gegen eine Fortführung der bestehenden Bestände der zu verbietenden Waffen; sie wünschten nach wie vor, daß diese unter Kontrolle des Völkerbundes gelagert und zum Gebrauch gegen einen eventuellen Angreifer zur Verfügung stehen sollten. Demgegenüber befänden die Deutschen auf der völligen Fortführung der Angriffswaffen innerhalb einer kurzen Frist; nur unter dieser Bedingung würden sie in die Umwandlung der Reichswehr mit ihrer langen Dienstpflicht in eine Miliz einwilligen.

Spaniens Alarm!

Barcelona (Südspanien), 25. Juli (Havas). Auf Anordnung des Innenministeriums haben die Behörden gestern umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen gegen jeden Versuch, das republikanische Regime zu kürzen, ergriffen. Die Armee stand bis zum späten Abend alarmbereit. 150 bekannte Syndikalisten und extrem rechts gerichtete Elemente sind verhaftet worden.

Ministerpräsident Azana bezeichneter die Unruhbewegung, die die Regierung aufgedeckt zu haben erklärt, als rein ziviler Art; Militärpersonen seien nicht beteiligt. Nach den bisherigen Meldungen sollen nicht weniger als 500 Personen in Haft bzw. in Schutzhaft genommen worden sein.

Paris, 25. Juli. Journal meldet aus Madrid, daß die Regierung der Generalität von Katalonien vor einer Krise stehe. Sie sei zurückzuführen auf die immer stärker werdenden Unabhängigkeitsbestrebungen Kataloniens. Die nationalistische Presse Barcelonas greife die Generalität scharf an, weil sie zu zögernd vorgehe. Angesichts der immer stärker zum Ausbruch kommenden separatistischen Tendenzen könnte die Krise, die mit dem Rücktritt des Präsidenten der katalonischen Regierung beginnen werde, die endgültige Orientierung Kataloniens im Sinne der Unabhängigkeit einleiten.

Aus Marokko wird gemeldet, daß der Sohn des französischen Kolonialheros und Eroberers General Mangin, der als Leutnant in Marokko stand, bei der letzten Bormarshbewegung der französischen Truppen in der Gegend von Marrakesch einer Eingeborenenkugel zum Opfer gefallen sei.

Sie rüsten auf!

Was die Presse meldet... - Die „wahre Mission der Reichswehr“...

Hannover, 25. Juli 1933.

Wie „Inpreß“ meldet, werden auf dem Schießplatz Meppen, der im Besitz von Krupp ist, Versuche mit 42-Zentimeter-Mörsern angestellt. — Ebenso werden auf dem Schießplatz Osterdörp schwere Feldhaubitzen, hergestellt von Rheinmetall, ausprobiert.

Paris, 25. Juli 1933.

W. London legt im „Journal“ seine Enthüllungen über die deutschen Rüstungen fort. Er meldet, daß Tanks von den Lichte-Hoffmann-Werken, Breslau, und von Daimler-Benz gebaut werden. Die Waffenfabrik Mauser liefert moderne Schusswaffen, die bei Volke in Magdeburg aufgestellt werden. Rheinmetall hat sich auf die Kanonenfabrikation geworfen; es wird von einem Geheimmodell gesprochen. Die Minenwerfer werden in Eisenach erzeugt. Pistolen in Fürstentum Waldeck gefertigt. Gasapparate. Munition wird bei dem getarnten Werk Volke in Magdeburg und bei den Deutschen Werken in Spandau erzeugt. Außerdem werden Waffen und Munition aus dem Ausland eingeführt, so aus der Schweiz, Holland, Schweden und sogar aus Italien. Die Enthüllungen sollen fortgesetzt werden.

Paris, 25. Juli 1933.

„Le Journal“ gibt an, daß eine ganze Reihe großer Fabriken von heute auf morgen auf hochselektierte Giftgasfabrikation umgestellt werden kann, beispielsweise: Chemische Fabrik von Gendun, Radebeul; Dresden (flüchtige, unsichtbare, leichte Gase bisher un-

bekannter Zusammensetzung); Billwarde in Hamburg; Billbrook (Arsenikgase); Schering; Kahlbaum (Chlorgase); Gehe u. Co., Dresden (Phosphorgase), ganz abgesehen von den Großwerken der I.G. Farben, die vollkommen vorbereitet sind auf die Giftgasfabrikation. Abgesehen von diesen Großwerken sind — so bemerkt „Le Journal“ — viele private Möglichkeiten in der Giftgasherstellung vorhanden, wie denn auch Privatgesellschaften zum Studium der Giftgase und ihrer Wirkung in Deutschland von der Regierung unterstützt werden.

Paris, 24. Juli.

Das „Journal“ legt seine Veröffentlichungen über den derzeitigen Stand der geheimen Rüstungen Deutschlands fort. Hierbei schreibt es über die konkreten Aufgaben der Reichswehr folgendes: Die wahre Mission der Reichswehr besteht darin, ein Rahmen zu sein für eine große nationale Armee, die sich in aller Ruhe und Verschlagenheit bildet hinter dem durch amtliche Dementis planmäßig verbreiteten dichten Nebel. Diese Mission ist jene, die General von Seeckt in seinem berühmten Tagesbefehl vom 1. Januar 1921 ganz offen ausgesprochen hat; und es ist symptomatisch, daß man jetzt nach zwölf Jahren, diesen Seecktschen Plan zu verwirklichen beginnt. Das beweist, daß sich jenseits des Rheines nicht das geringste geändert hat: das Deutschland von gestern war und das Deutschland von heute ist das Deutschland des Revanche-Krieges!

Protestantenwahl

Deutsche Christen — Das Hakenkreuz-Pastorentum siegt unter Terror — Eine Niederlage des Evangeliums und der protestantischen Gewissensfreiheit

Am Sonntag haben im Reich die protestantischen Kirchenwahlen stattgefunden. Ihnen sind die heftigsten Auseinandersetzungen vorausgegangen, die der deutsche Protestantismus jemals erlebt hat. Durch Gewalttakte wurden die gewählten obersten Kirchenführer „kommissarisch“ abgesetzt. Die „Einigung“ unter dem stark gesplitterten Protestantismus wurde betrieben, um der nationalsozialistischen Glaubensgemeinschaft „Deutsche Christen“ die alleinige Macht über die kirchliche Organisation in die Hände zu spielen. Auf dem Boden evangelischer Bruderschaft sollte es darum in den vergangenen Wochen von politischen Gegensätzen wider, die die ohnehin gelockerten Beziehungen zwischen den Gläubigen und der Kirche gänzlich anzulösen drohten. Immer stärker drängt sich unter Führung des Bistumspräsidenten Müller der Sakramentspastor als Gottes und Diktators Beauftragter in die vorderste Linie des über-rumpelten Kirchenvolks.

Geben die nunmehr vorliegenden Wahlergebnisse den „Deutschen Christen“ das Recht, von einem „überwältigten“ Sieg zu sprechen? Richtig ist, daß sie nahezu überall dort, wo überhaupt noch Wahlen stattfanden, die Mehrheit erreichten. Wir verzeichnen einige Ergebnisse:

Berlin: Die Wahlbeteiligung betrug in Groß-Berlin durchschnittlich 70 Prozent. In Groß-Berlin haben, wenn man von einigen wenigen ländlichen Vorortgemeinden absieht, rund 80 Gemeinden gewählt. Bis 11 Uhr vormittags lagen die Ergebnisse aus 53 Gemeinden vor. Es erhielten: „Deutsche Christen“ 158 700 Stimmen, Liste „Evangelium und Kirche“ 76 084 Stimmen. Die Deutschen Christen haben also zwei Drittel, die Liste „Evangelium und Kirche“ ein Drittel der abgegebenen Stimmen erreicht. In einigen Gemeinden des Westens dagegen hat die Jungreformatorische Liste „Evangelium und Kirche“ sich mit etwa 50 Prozent gegenüber den Deutschen Christen behauptet, so in Lichterfelde und Dahlem. Auch in der Innenstadt stehen in einigen Gemeinden die beiden Gruppen sich etwa in gleicher Stärke gegenüber, so in der Heilandsgemeinde, in Nicolai, der ältesten Gemeinde Berlins, und in Christus.

München: In den Wahlen in der evangelischen Gesamtkirchengemeinde in München waren als wahlberechtigt 14 000 Personen eingetragen, davon haben 11 200 Personen, das sind 78 Prozent gewählt. Es war für München nur eine Vorschlagsliste aufgestellt worden, eine Gegenliste war nicht vorhanden.

Thüringen: Bei den Wahlen zum Evangelischen Landeskirchenrat sind im Lande Thüringen nach den bis zu früher Morgenstunden vorliegenden Meldungen insgesamt 303 899 gültige Stimmen (bei der letzten Landeskirchenratswahl am 22. Januar 1933 259 588 Stimmen) abgegeben worden. Danach ist die Wahlbeteiligung von 28 Prozent auf etwa 54 Prozent gestiegen. Fast zwei Drittel der Wahlberechtigten haben indessen nicht ge-

wählt. Auf die Glaubensbewegung Deutsche Christen entfielen 271 278 Stimmen, also 88,59 Prozent der abgegebenen Stimmen (im Januar 67 714 Stimmen).

In Baden erhielten die Deutschen Christen 82, die kirchlich-positive Vereinigung 25 Sitze.

In Württemberg erreichten die Deutschen Christen 82, die übrigen kirchlichen Gruppen 29 Sitze.

Insgesamt rechnet man mit einer Mehrheit für die „Deutschen Christen“ von 70 bis 75 Prozent, bei einer sehr starken Beteiligung der Eingetragenen. Eine Entscheidung, die der wirklichen Stimmung der Protestanten entspricht, ist jedoch damit nicht getroffen worden. Schon die Eigentümlichkeit des Wahlverfahrens verhindert das. Jeder, der sich an der Wahl beteiligen will, muß sich nämlich in eine bei gewissen Stellen ausliegende Liste persönlich eintragen. Wer hier nicht verzeichnet steht, hat kein Wahlrecht. Man braucht nicht näher anzuführen, daß dieses Verfahren dem Terror und dem Verlinnungsdruk Tür und Tor geöffnet haben. Die Beauftragten der „Deutschen Christen“ konnten frei werden und eifrig kontrollieren — die anderen blieben schen und inaktiv im Hintergrund. So ist es zu erklären, daß an zahlreichen Orten überhaupt keine Listen außer der der „Deutschen Christen“ eingereicht wurden. Ein Vermerk für die wirkliche Situation ist auch die Meldung aus Thüringen, daß dort über zwei Drittel der Wahlberechtigten überhaupt nicht gewählt haben.

Das Ergebnis dieser Wahl wird die Existenzgrundlage des deutschen Protestantismus, soweit sie auf der freien Gewissensentscheidung der Gläubigen beruht, aufs tiefste erschüttern. Durch und durch politisiert, zentralisiert unter halbstaatlichen Verhältnissen, hat die Kirche mit dem Siege der „Deutschen Christen“ die Niederlage des Evangeliums und der protestantischen Gewissensfreiheit hinzunehmen. In ihnen steht der von der Geistlichkeit gebildete und beschönigte braune Terror in unblühendem Widerspruch, welches Mäntelchen im Namen Christi er sich auch nach außen hin umhängt.

Einer, der nicht parierte

Wie der „Angriff“ berichtet, wurde in Bad Wilsnack bei in Quinbühl vertretungsweise amtierende Pfarrer Reinhold Busch aus Panslau am Sonntag, als er in einer Versammlung sprechen wollte, in Schutzhaft genommen. Busch hatte, wie das Blatt hinzufügt, am Vormittag in seiner Predigt den Reichsfanzler Adolf Hitler von der Kanzel herab als Antichrist und die Deutschen Christen als deutsche Heiden bezeichnet. Der erst 25 Jahre alte Prediger gehört zu der Bewegung religiöser Sozialisten...

Der Kampf um die Reichswehr

Die Reichschaltung als Ziel

Berlin, den 25. Juli 1933.

Der Reichskanzler versucht, sich der Reichswehr allmählich zu bemächtigen. Es ist eine Aenderung des Reichswehrgesetzes geplant, die mit der staatsrechtlichen Veränderung im Reich begründet ist. Militärische Hilfe bei örtlichen Unruhen usw. können nicht mehr die Landesregierungen, sondern nur noch die Reichsstatthalter verlangen, also Hitlers Vertrauensleute. Die Wahlen von Vertrauensleuten und die Wahl einer Heeres- und Marinekammer zu Beratungen des Reichswehrministeriums fallen weg. Damit sind auch die Reichswehresoldaten entrechtet. Ferner wird eine neue Klausel aufgenommen zur fristlosen Entlassung von Soldaten, die natürlich sofort rigorose Anwendung gegen alle nicht ganz nationalsozialistisch zuverlässigen Reichswehresoldaten finden wird. Ferner ist eine neue Militärgerichtsbarkeit, ein neues Militärstrafgesetz geplant, das sich auch auf die bei der Wehrmacht angestellten Zivilpersonen erstrecken soll. Wenn Hitlers Pläne durchgehen, wird auch bald die Reichswehr nur noch 100prozentige SS-Leute enthalten.

Reichswehrmanöver abgesagt und die Gründe?

Berlin, 25. Juli.

Wie das Hitlerbüro meldet, hat der Reichspräsident genehmigt, daß die Reichswehrmanöver dieses Jahr ausfallen.

Das Hitlerbüro argumentiert das mit Ersparnisgründen. Wahrheit ist, daß Hitler bei den bekannten Differenzen mit der Leitung der Reichswehr unter keinen Umständen eine Konzentration der gesamten Wehrmacht zulassen wollte, und diesen Wunsch auch von Hindenburg erfüllt bekam. Hitler hat erreicht, daß die Reichswehr nur zerstreut in kleinen Verbänden Manöver durchführt.

Roosevelt spricht

Für höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit

Wsh. Washington, 25. Juli. Mit einer Rundfunkansprache leitete Präsident Roosevelt gestern abend seinen Feldzug ein, durch den er die Industrie mobil machen will, um ein sofortiges Steigen der Löhne bei gleichzeitiger Verabfolgung der Arbeitszeit im ganzen Lande zustandzubringen.

Der Präsident sagte u. a., alle seit dem 8. April er-gangenen Vorschläge und gesetzgeberischen Maßnahmen seien zusammenhängende Teile eines logischen Ganzen. Seit Jahren habe die Regierung über ihre Verhältnisse gelebt; die dringendste Aufgabe sei es daher gewesen, die regelmäßigen Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen. Dies sei geschehen. Der amerikanische Kredit sei in guter Verfassung. Der Unterbau des Bundeskreditens stehe wie aus Granit breit und sicher da. Er sei die Grundlage des ganzen Erholungsplanes. Das Heilmittel sei, weniger zu erzeugen. In den letzten vier Jahren habe es einen Abstieg in die wirtschaftliche Hölle gegeben. Aber der Ausweg sei klar erkennbar. Wenn alle Arbeitgeber in jeder gleichartigen Branche sich auf die Festsetzung der gleichen angemessenen Löhne und der gleichen angemessenen Arbeitszeit für ihre Angestellten einigen würden, dann würden höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit den Arbeitgeber nicht schädigen. Hiermit sei die Grundidee der Gesellschaft und der Nation selbst berührt.

Trotzki

Sein Aufenthalt in Frankreich

Paris, 25. Juli. Leo Trotzki und Gefolge haben sich nach Innerfrankreich, und zwar nach dem kleinen Badeort Royat, begeben. Hierzu bemerkt der sozialistische „Populaire“: Das Gerücht ist verbreitet, daß Leo Trotzki seine Aufenthaltsbewilligung vom Comite d'Orsay nach langen Verhandlungen mit Moskau erhalten hat. Auch bei der Begegnung Litwinow-Paul Boncour soll davon gesprochen worden sein. In Royat finden sich auch wie zufällig Tardieu und Litwinow. Wahrscheinlich wird Tardieu die Ankunft Trotzki's ziemlich gleichgültig sein. Aber wenn Litwinow den früheren Chef der Roten Armee nicht hätte sehen wollen, hätte er nur die französischen Behörden zu ersuchen brauchen, ihm diese Begegnung zu ersparen. Also?

Schreckensurteile

Wieder zwei Todesstrafen

Die Kommunisten Pöls und Szodny sind zum Tode verurteilt worden, weil sie an einem Kampf zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten beteiligt waren.

Dreieinhalb Jahre Gefängnis

Der frühere sozialdemokratische Landrat Dr. Bellhaus aus Herode ist, wie man sagt, wegen Aktenbeteiligung um- zu dreieinhalb Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurteilt worden. Die nationalsozialistische Schandjustiz findet für jedes Urteil eine erschwirrelte Erklärung.

Wieder 800 Marxisten verhaftet

Hitlers Polizei führte in der Nacht zum Sonntag in der Feldstadt am Süpfhäuser Teich bei Pitzpzig eine Razzia durch, d. h. eine Marxistenrazzia. Außer Mißhandlungen wurden rund 800 Marxisten verhaftet.

1 Jahr — 9 Monate Gefängnis

Weimar, 24. Juli. Vom Thüringischen Oberlandesgericht ist der Lehrer Walter Kühnert, der beschuldigt wurde, für die Kommunisten eine Wahlkarte angefertigt und sich außerdem in seinem Wohnorte auch nach dem Verbote der Freidenkerverbände noch für diese Bewegung betätigt zu haben, wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu 1 Jahr und 9 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Göring

Seine Vollmachten

Berlin, 25. Juli. (Inpreß.) Der preussische Ministerpräsident Göring gibt in einem Erlaß bekannt, daß von nun an er allein praktisch alle Beamten zu ernennen habe. Es handelt sich nicht etwa nur um die Beamten seiner Ministerien, sondern auch um alle wichtigen Beamten aller Zentralbehörden, der Behörden der allgemeinen und inneren Verwaltung, der Finanzverwaltung, der Justiz- und Forstverwaltung, der Universitäten und Hochschulen, sowie der Theater.

Göring ist bisher: Reichsinnenminister, preussischer Innenminister, Luftfahrtminister des Reichs, Reichstagspräsident und Hitlers stellvertretender Statthalter in Preußen. Mehr Funktionen kann nicht einmal der „Führer“ vereinigen.

Das Neueste

In der Nähe von Avignon stehen zwei vollbesetzte Personenautobusse zusammen. Hierbei sind 12 Fahrgäste schwer verletzt worden.

Die sechs sozialistischen Abgeordneten des Departements Girone, darunter Bürgermeister Marquet aus Bordeaux, haben ihrem Bezirksverband ihre Mandate zur Verfügung gestellt. Sie protestieren gegen den Tadel, der ihnen und anderen Sozialisten vom letzten Parteitag ausgesprochen wurde. — Der Bezirksverband hat sie seines vollen Vertrauens versichert.

Im Regierungsbezirk Arnberg wurden etwa 30 marxistisch eingestellte Gesangsvereine aufgelöst.

Bei einer Razzia auf Mitglieder der KPD. in Bochum und Herne verhaftete die Polizei insgesamt 33 Personen.

Der Dampfer „Adaro“ ist infolge Rebellens an der Westküste Spaniens gesunken, gilt aber als verloren. Die 30 Mann starke Besatzung konnte gerettet werden.

In einer Betrachtung über die französischen Beziehungen schreibt das rechtsstehende Blatt L'Ordre: Mussolini wird sich sicher bemühen, die Rolle des christlichen Mäkkers bei den französisch-deutschen Verhandlungen zu spielen. Aber er wird sich seinen Dienst teuer bezahlen lassen. Man weiß ungefähr, was er verlangt, aber man weiß zweifellos noch nicht, was man ihm zu gewähren bereit ist. Darin liegt die Gefahr.

Der Nazi-Ueberfall an der Saargrenze

Nach einem genau vorbereiteten Plan

Sp. Saarbrücken, 24. Juli. (Eig. Information). Zu dem Ueberfall auf ein Haus nahe der deutschen Grenze erfahren wir noch einige Einzelheiten, die zeigen, daß es sich vermutlich um einen wohlorganisierten Plan gehandelt hat, der bis ins kleinste durchorganisiert worden sein muß.

Der Vorfall hat sich, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, so abgepielt, daß gegen 9.30 Uhr Samstagabend plötzlich ein Auto aus Richtung der deutschen Grenze vor dem Häuschen der Frau Kettel vorfuhr, dem eine größere Zahl nichtuniformierter Männer entstieg. Ihre Zahl konnte noch nicht genau bestimmt werden: die Angaben schwanken zwischen 10-15 Personen.

Mit vorgehaltenem Revolver führten die Burken in das Haus mit dem Ruf: „Hände hoch! Nicht schreien!“ Den vollkommen überraschten Bewohnern blieb nichts übrig, als angesichts der bewaffneten Uebermacht dem Befehl nachzukommen, woraufhin die Burken sich an Frau Luy (Elsäferin) mit der Frage wandten, ob sie Frau Luy sei. Ebenso wurde die Identität des Sohnes der Frau Luy, Ferdinand, festgestellt, woraufhin beide Personen und der Kommunist Hans Jenne, nach dem man zuerst nicht gefragt hatte, gewaltsam mitgeschleppt wurden.

Der Schwiegertochter der entführten Frau gelang es zu entkommen. Ebenso wurde die Besitzerin des Häuschens, Frau Kettel, nicht mitgenommen! Die Zurückgebliebenen hörten kurze Zeit nach der Entführung, die sich blühartig rasch abspielte, aus Richtung der deutschen Grenze Schüsse und Schreie!

Was diesen Vorfall so besonders interessant macht und es den beteiligten nationalsozialistischen Kreisen sehr erschweren wird, den Fall wieder auf unbesugte und untergeordnete Organe abzuschleiben, ist die Tatsache, daß zwei Söhne der jetzt entführten Frau Luy bereits vor einiger Zeit von der amtlichen deutschen Behörde verhaftet wurden. Außerdem ist bekannt geworden, daß dem jetzt entführten Sohn Ferdinand der Frau Luy von reichsdeutscher nationalsozialistischer Seite vorgeworfen wird, an der Mißhandlung zweier SA-Männer im Reich beteiligt gewesen zu sein.

Die Untersuchung, die sofort eingeleitet worden ist und mit höchstem Nachdruck betrieben wird, erstreckt sich auch auf die Frage, ob etwa Saarländer an diesem Attentat beteiligt waren.

Bemerkenswert ist, daß die großen Blätter des Saargebietes, die „Saarbrücker Zeitung“ und die „Saarbrücker Landeszeitung“, den Vorgang vollkommen verschweigen, obwohl er vielleicht zu sehr einschneidenden Maßnahmen führen könnte...

Zeitungsverbote im Saargebiet

Unter ihnen der „Völkische Beobachter“

Saarbrücken, 24. Juli.

Die Regierungskommission hat den „Völkischen Beobachter“ für das Saargebiet auf Grund der Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit verboten.

Deshalb ist die Berliner illustrierte Nacht Ausgabe für das Saargebiet verboten worden.

Auf eine Woche

Die Regierungskommission hat das „Dillinger Tageblatt“, die „Dübener Zeitung“, die „Homburger Neuen Nachrichten“, die „Reinhardener Volkszeitung“, die „Saarzeitung“, die „Saar- und Völkzeitung“, die „Sulzbacher Volkszeitung“ und die „Westfälische Zeitung“ auf die Dauer von einer Woche verboten. Wegen Veröffentlichung von Artikeln, die den Tatbestand des § 8 der Verordnung vom 18. Juni 1933 erfüllen.

Der „St. Ingberter Anzeiger“ wurde auf die Dauer von einem Monat verboten.

Sache der Menschheit

Aufsehenerregende Rede eines Amerikaners in Berlin

In der Karl-Schurz-Vereinigung hielt Dr. Sherwood Eddy eine Rede, die außerordentliches Aufsehen erregte. Eddy, der seit vielen Jahren als Freund Deutschlands gilt und gegen den Versailler Vertrag auftrat, bemerkte, er müsse mit Beunruhigung die Aufhebung der Pressefreiheit, der Gleichheit vor dem Gesetz, der Gewissensfreiheit und der anderen bürgerlichen Freiheiten in Deutschland feststellen. Gerade als aufrichtiger Freund Deutschlands müsse er fragen, wo es denn in Deutschland noch Recht gäbe für Juden, Sozialisten, Kommunisten, Liberale und Pazifisten? „Sie werden sagen, das ist unsere Angelegenheit. Das ist nicht wahr, es ist die Angelegenheit der ganzen Menschheit.“ Eddy betonte, daß man in Deutschland nichts mehr von dem erfährt, was in der ganzen Welt vorgeht. Die Rede wurde angehört, dem Redner ist nichts geschehen.

Opfer

Schwere Kerkerstrafen für illegale Literatur

Vor dem Schnellschöffengericht in Berlin hatten sich in zwei Prozessen mehrere Angeklagte wegen Verbreitung unerlaubter Druckschriften kommunistischen Inhalts zu verantworten.

Der erste Angeklagte, der 19jährige Lehrling Gerhard Rosenberger, wurde wegen Verbreitung einer Flugchrift zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, wobei in der Urteilsbegründung betont wurde, daß der Angeklagte diese „milde“ Strafe nur seinem jugendlichen Alter zu verdanken habe.

Der nächste Angeklagte, der 41jährige Glaser Rudolf Degener, ein früheres Mitglied der kommunistischen Partei, wurde dementsprechend mit einer wesentlich empfindlicheren Strafe belegt. Er wurde beschuldigt, eine Druckschrift mit dem Titel „Solidarität“ weitergegeben zu haben, die zu gewaltsamem Kampf gegen die Reichsregierung und zu Hochverrat aufforderte. In seiner Verteidigung gab er an, daß er von nichts wisse. Die Flugchrift habe er von seinem Mitangeklagten, der mangels Beweises freigesprochen wurde, erhalten und in den Papierkorb geworfen. Die Beweisaufnahme ergab demgegenüber, daß Degener das Flugblatt weiterverbreitet hatte, indem er es einer dritten Person zur Lektüre übergab. Das Schnellschöffengericht erkannte auf eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren.



„Und damit, meine Herrschaften, ist die Revolution beendet!“

Sterne - Schnüre - Litzen

Aus der großen deutschen Kaserne

In der deutschen Presse wird eine Bekanntmachung veröffentlicht als „Ergänzung der Rangabzeichen“. Wir drücken sie wörtlich ab, weil sie uns besser als vieles andere Aufschluß über das neue Deutschland geben kann:

Das Anwachsen der SA hat auch die Einfügung von neuen Dienstgraden in den bisherigen Aufbau notwendig gemacht, weil z. B. für die stellvertretenden Führer von Formationen irgendwelche Dienstgrade nicht vorhanden waren: Der Aufbau ist jetzt folgendermaßen:

SA-Anwärter (Rekrut), der nach sechs Monaten SA-Mann wird. Nach dem SA-Mann kommt der Sturmann, dann der Rottenführer und dann der Scharführer, bisher der unterste Dienstgrad. Es kommt dann neu der Oberscharführer, nach dem Truppführer neu der Obertruppführer und nach dem Sturmführer neu der Obersturmführer und Sturmhauptführer, nach dem Sturmbannführer neu der Obersturmbannführer, nach dem Standartenführer und Oberführer neu der Brigadeführer. Ferner erhalten die Fahnenträger der Stürme und die Standarten-träger die Bezeichnung Kornett neben ihrem sonstigen Dienstgrad.

Dementsprechend sind auch die Rangabzeichen ergänzt worden. Der SA-Anwärter trägt keine Spiegel, sondern nur die Kragenschnur in der Farbe der Gruppe. Der SA-Mann trägt dann außer der Gruppenschnur Spiegel in der Farbe der Gruppe, auf dem rechten Spiegel die Angabe seiner Formation, während der linke Spiegel freibleibt. Der Sturmann trägt auf dem linken Spiegel eine 5 Millimeter breite Litze, deren Mittelfaden in der Farbe des Spiegels gehalten ist. Der Rottenführer trägt zwei Litzen auf dem linken Spiegel, der

Scharführer wie bisher einen Stern, der Oberführer außer dem Stern noch eine Litze, der Truppführer wie bisher zwei Sterne, der Obertruppführer außer den zwei Sternen eine Litze, der Sturmführer wie bisher drei Sterne, der Obersturmführer dazu eine Litze und der Sturmhauptführer dazu zwei Litzen.

Außerdem sind Spiegel und oberer Mägenrand der letzten Dienstgrade mit der Zweifarbenschnur der Gruppe umrandet.

Der Sturmbannführer trägt wie bisher vier Sterne. Ferner sind Kragen, Mägenrand und Spiegel mit Silber schnur umrandet. Der Obersturmbannführer trägt zu den vier Sternen noch eine Litze. Vom Standartenführer ab wird das Rangabzeichen auf beiden Spiegeln getragen und keine Angabe der Formation mehr. Der Standartenführer trägt wie bisher auf beiden Spiegeln ein Eichenblatt. Ferner sind Kragen, Spiegel und oberer Mägenrand mit Silber schnur und der Mägen-ausschlag mit der Zweifarbenschnur der Gruppe umrandet. Der Oberführer trägt die gleichen Abzeichen und ein zweiflächriges Eichenblatt, der Brigadeführer zu dem zweiflächtrigen Eichenblatt noch einen Stern auf dem Spiegel. Der Gruppenführer trägt außer der Silber schnur am Kragen Spiegel, Mägenrand und Mägenausschlag, ein dreiflächtriges Eichenblatt auf beiden Spiegeln.

Der Oberführer trägt statt der Silber schnur eine Goldschnur auf den Spiegeln, ein dreiflächtriges Eichenlaub und einen Stern. Es kommt dann noch der Chef des Stabes, der eine goldene Schnur am Kragen, Spiegel, Mägenrand und Mägenausschlag trägt, sowie auf beiden Spiegeln einen Eichenlaubkranz mit einem Stern.

Sozialdemokratie und Geheime Staatspolizei

Eine Erklärung der Parteileitung in Prag

Die Geheime Staatspolizei in Berlin hat kürzlich mitgeteilt, es seien große Teile des früheren sozialdemokratischen Vermögens teils ins Ausland, teils ins Inland verschoben, um es dem staatlichen Zugriff zu entziehen.

Dazu teilt der Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Sig. Prag, mit:

Hätte die Sozialdemokratie ihr Vermögen dem Zugriff der Nationalsozialisten entzogen, so wäre das berech-

tigte Notwehr. Niemand ist verpflichtet, einem Räuber freiwillig sein Eigentum auszuliefern. Leider aber ist es der Sozialdemokratie nicht gelungen, ihr Vermögen dem gewaltsamen Zugriff zu entziehen, da ihre Organisationen und ihre Unternehmungen den wenig elastischen Erfordernissen des Rechtsstaates angepaßt waren.

Bei der Beschlagnahme des Vermögens der Sozialdemokratischen Partei allein — ohne Reichsbanner, Gewerkschaften, Sportorganisationen, Kulturorganisationen usw. — sind den Nationalsozialisten mehr als 40 Millionen Mark in die Hände gefallen.

Die Sozialdemokratische Partei besaß 160 Zeitungen, die in 102 eigenen Druckereien und Gebäuden hergestellt wurden. Die Unternehmungen präsentieren einen Wert von etwa 40 Millionen Mark. Bei der Beschlagnahme sind auch erhebliche Barbeträge weggenommen worden. Festgestellt ist, daß allein in 12 Unternehmungen eine Million Mark in bar beschlagnahmt wurde. Der Gesamtbetrag ist viel höher. In den 33 Bezirksorganisationen sind, soweit bisher festgestellt werden konnte, weitere 200.000 Mark beschlagnahmt worden. Auch hier sind die wirklichen Beträge wesentlich höher. Dasselbe gilt von den örtlichen Organisationen. In der Zentralkasse war allerdings die Ausbeute geringer. Auf 6 Konten konnte man nur 2000 Mark beschlagnahmen.

Jahrelange Arbeitslosigkeit der opferwilligen Anhänger, vierzehn Wahlen im Jahre 1932, große Aufwendungen für die Opfer des Kampfes gegen den Faschismus hatten die Leistungsfähigkeit der Kassen erschöpft. Es bestand also gar nicht die Möglichkeit, Millionen zu verschleppen. Die Aufgabe der Geheimen Staatspolizei, das sozialdemokratische Vermögen versteckt und verschoben sei, soll nur vertuschen, daß sich die Nationalsozialisten bereits in den Besitz von mehr als vierzig Millionen Mark fremden Eigentums gesetzt haben, über dessen Verbleib und Verwendung niemand Rechenschaft ablegen

Braune Sadisten

Juden gegen Juden

Sadismus und Nationalsozialismus sind zwei Dinge, die miteinander identisch sind.

Selten wohl hat eine politische Bewegung die Skala menschlicher Niedertracht so virtuos beherrscht wie die braune Gegenrevolution.

Von Spiechtrutenläusen „Schußhaft“ konzentrierter Gegner durch ein prägendes SA-Spaller bis zum wollüstigen Aufsteigen in den SA-Kasernen ist nur ein einziger, sehr konsequenter Schritt.

Was soll man dazu sagen, wenn die jüdischen Inhaber des Damenlaufhauses Poppel und Goldschmidt in Düsseldorf von ihrem diktorisch vorgehenden Nazi-Vertriebsrat gezwungen werden, einen Anschlag anzubringen, auf dem zu lesen steht:

„Sämtlichen Angefallenen ist nach Geschäftsfluß der Verkehr mit Juden verboten. Zuwiderhandlungen werden mit sofortiger Entlassung bestraft.“

Bestialität und Pervertiertheit, das sind die beiden „marxistischen“ Eckpfeiler der nationalsozialistischen „Erneuerung“. Es ist die schauerliche Psychologie des Luftmörders, die hier wütet.

Torgler ohne Anwalt!

Alle wissen, daß er unschuldig ist - keiner wagt, ihn zu verteidigen!

Die Frau des kommunistischen Reichstagsabgeordneten Ernst Torgler, Margarete Torgler, hat aus Karlsruhe bei Berlin an den „Manchester Guardian“ einen Brief gerichtet, in dem sie schreibt:

„Ich habe mit einer großen Anzahl von Rechtsanwälten über die Verteidigung meines Mannes verhandelt. Sie waren zumeist zweifellos von seiner Unschuld vollkommen überzeugt, aber sie weigerten sich, seine Verteidigung zu übernehmen. Einige schienen bereit zu sein, nachdem sie verschiedene Bedingungen gestellt hatten. Schließlich lehnten aber auch sie ab. Die letzte Ablehnung, die ich erhielt, kam von einem hervorragenden Berliner Anwalt, der mir am 19. Juni folgendes schrieb: „Was die Rechtsangelegenheit Ihres Mannes betrifft, so bedaure ich, nicht in der Lage zu sein, seine Verteidigung übernehmen zu können.“ Es scheint also, das ist die einzige Erklärung, daß in ganz Deutschland kein Rechtsanwalt übrig geblieben ist, der bereit ist, seine Pflicht zu erfüllen, indem er ein menschliches Wesen rettet, von dessen Unschuld die ganze Welt überzeugt ist. Meine Erfahrung beweist, daß es einfach ganz unmöglich ist, einen Rechtsbeistand nach eigener Wahl zu erhalten und daß

mein Mann auf diese Weise seines elementaren Rechtes beraubt ist.“

Das englische liberale Blatt behandelt den Brief der Margarete Torgler in einem besonderen Artikel, in dem es ausführlich:

„Warum will die Diktaturregierung Hitlers eine Verteidigung nicht gestatten? Der Grund ist ganz klar. Die Diktaturregierung weiß, daß Torgler unschuldig ist und sie weiß, daß jeder Anwalt, der nur eine Spur von Intelligenz und rechtllichem Sinn besitzt, die ganze Anklage in Stücke schlagen und der Verachtung überliefern würde.“

„Manchester Guardian“ beschäftigt sich dann weiter mit dem Schicksal der drei unglücklichen Bulgaren, die rein zufällig willkürlichweise mit Torgler zusammen auf die Anklagebank kommen sollen. Er stellt fest, daß die Behauptung der Göring-Polizei, die drei Bulgaren hätten etwas mit dem Attentat in der Kathedrale von Sofia zu tun gehabt, von den bulgarischen Behörden selbst widerlegt worden ist, und er fordert die bulgarische Regierung auf, sich der unschuldig verfolgten Landsleute anzunehmen.

Eine Weltshande

10 000 Aerzte und Rechtsanwältle ruiniert

Der Wirtschaftsboykott gegen die Juden geht auf der ganzen Linie weiter. Die Zahl der bis jetzt in Deutschland aus dem Berufe ausgeschlossenen jüdischen Aerzte wird auf 6000 geschätzt. In Berlin allein wurden 1500 jüdische Aerzte von den Krankenkassen ausgeschlossen. Daneben geht die Einschränkung der Praxis der zugelassenen jüdischen Aerzte, die binnen kurzem die Existenz jüdischer Aerzte überhaupt unmöglich machen wird. Am 7. Juli sind auf Veranlassung der SA-Aerzte fünfzig „marxistische“ Aerzte in Berlin verhaftet worden. Angeblich weil die „Beratungsstelle für Aerzte“ ein staatsfeindliches Unternehmen darstellte. Selbsthilfe im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten ist also ein Anlaß für Inhaftierungen und Gefängnis.

Ähnlich liegt es bei den Rechtsanwälten. Nur ein ganz kleiner Teil der zugelassenen jüdischen Anwälte kann die Praxis ausüben. Sozialistische Anwälte sind überhaupt ausgeschlossen.

Der Vorstand der Berliner Anwaltskammer hat jetzt die Begründung einer Bürogemeinschaft zwischen Anwälten arischer und nichtarischer Abstammung für standeswidrig erklärt. Auch das wird wiederum für hunderte von jüdischen Anwälten die Untergrabung der Existenz bedeuten.

Die Versuche, den Völkereid wegen der Verfolgung der Juden in Bewegung zu setzen, dauern fort. Frend ein greifbares Resultat ist noch nicht erzielt. Dagegen führt der Dableidung der Nazis gegen wehrlose Menschen in steigendem Maße zur Vertreibung und Folterung Deutschlands. Der Abgeordnete im englischen Unterhaus, Major Lockhart-Kelly, erklärte kürzlich:

„Ich war nach dem Krieg auf der Seite Deutschlands und habe dafür gekämpft, ihm Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Ich bin dafür eingetreten, daß ihm Gebiete überlassen und eine größere Armee gestattet werde. Heute widersehe ich mich der Wiederaufrichtung Deutschlands mit dem Hinweis auf die Bedrohung, die Deutschland einer mehrlosen Minorität antut.“

Das ist die allgemeine Meinung der anständigen Menschen der ganzen Welt.

Kein Judenboykott?

Zerstörung jüdischer Geschäfte

Hannover, 20. Juli. In den späten Abendstunden des 19. Juli zog ein Trupp von etwa 1000 Nationalsozialisten, darunter zahlreiche SA-Männer in Uniform, durch die Hauptstraßen der Stadt und zerstörte die Schaufenster der bekannten jüdischen Geschäfte. An mehreren Stellen wurden die Auslagen geplündert. Die Polizei ist gegen die Demonstrationen nicht eingeschritten.

Trotz dieser Tatsachen pflegen der deutsche Reichsfanzler und sein Vizekanzler Goebbels den Judenboykott gegenüber Ausländern abzuleugnen. Die Herren schwindeln, wenn sie den Mund aufmachen.

Man lese nur den „Besonderen Beobachter“, der von dem intimsten Mitarbeiter Hitlers, dem berühmten Dr. Ley herausgegeben wird. Dort wird a. V. am 21. Juli geschrieben von „Arumnaen“, von „jüdischem Lauspaß“, und am Schluß werden die deutschen Frauen aufgefordert, endgültig die jüdischen Geschäfte und Warenhäuser zu meiden.

Das ist natürlich kein Judenboykott, Herr Reichsfanzler!

Immer feste druff

Schaumschläger von Rohr

Die „Pommersche Zeitung“ stellt fest, daß der Staatssekretär von Rohr „mit seiner Schaumschlägerei“ nicht weiterkommen ist. Auch seine Zeitung, die „Tagespost“, werde so behandelt werden, wie es ein solches „Schblatt“ verdient.

Bestohlen und geächtet

Das Los der Verfolgten

Der nationalsozialistische Raubzug gegen das Eigentum der Arbeiterschaft und ihrer Führer soll nunmehr vollendet werden durch ein Gesetz, das vom Hitlerkabinett verabschiedet wurde, das unheimlichen Begnern die Staatsangehörigkeit absperrt und die Beschlagnahme ihres Eigentums vorsieht. Wer dem großen deutschen Konzentrationslager entkommen ist, soll sich seinen Folterknechten stellen oder enteignet werden. Belohnungen werden ausgesetzt für alle, die etwas über das Vermögen der Sozialdemokratie oder marxistischen und anderer staatsfeindlicher Elemente auszuforschen wissen. Eingebürgerte Juden sollen wieder ausgebürgert werden, und wer es unternimmt, eine neue Partei zu bilden, wird als Hochverräter bestraft.

Damit werden die Weidengebiete der Denunzianten entsprechend vergrößert und die moralische Verklumpung hat wieder Terrain erobert. Die Kapitalisten behalten ihr raufendes Kapital, behalten ihre Villen und Paläste, dafür

dürfen sich die großen und kleinen Bonzen der NSDAP, an dem Eigentum armer Teufel schadlos halten.

In der Begründung des neuen gesetzlichen Konstruktions wird von „Rechtung der Flüchtlinge“ gesprochen, womit natürlich nur die Gegner Hitlers gemeint sind. Der ehemalige Oberaudreißer Göring sitzt in einer Prachtvilla, die nach Deutschland ausgereisene österreichische Nazi-Bonzen bekleiden in der NSDAP, bereits führende Stellen.

Für die Gegner des Hitlerregimes ergibt sich also folgende Lage: die im Lande bleiben, werden in Konzentrationslager gesperrt, mißhandelt, erschlagen, ihr Eigentum wird gestohlen — die ins Ausland gehen, werden geächtet, und ihr Eigentum soll ebenfalls gestohlen werden. Ob also drin oder draußen — jeder Gegner des deutschen Faschismus ist geächtet und vogelfrei. Wo ist hier ein Unterschied? Er besteht nur in der verlogenen Phrasologie, mit der das neue deutsche Gaunertum die drinnen und draußen verfolgt.

Und dann der kleine Moritz ..

„Gefesselte Justiz“

Undank ist der Welt Lohn! Vor zweieinhalb Jahren kam der Pamphletist Moritz aus Jarnow den Nazis mit einer Heftbroschüre „Gefesselte Justiz“ zur Hilfe. Jetzt hat das Geheimnis Staatspolizeiamt die Zeitschrift des gleichen Moritz „Der Deutsche Spiegel“ auf drei Monate verboten.

Von der französischen Revolution von 1793 sagte ein Zeitgenosse, sie verpöffe wie Chronos ihre eigenen Kinder. Die deutsche „nationale Revolution“ verpöfft ihre geistigen Väter. Sie ist auch das einzige Wesen, das diese Tat ohne Erbreechen fertig bekommen kann ...

Schluß mit der Intelligenz!

Hinkel braucht keinen Intellekt: eine kulturpolitische Rede

Reichsorganisationsleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur, Staatskommissar Hinkel, hielt auf einer Pressekonferenz eine Rede über die kulturellen Aufgaben der deutschen Presse. Er betonte, daß die Nationalsozialisten die Vorherrschaft des Intellekts ausschalten wollten, der sich als Krebsgeschwür der deutschen Kultur erwiesen habe. Der Intellekt des Volkes muß gereinigt werden. Die Presse verfolge immer noch. „Doch würden die wiederholten Versuche, die Grundzüge der nationalsozialistischen Weltanschauung in ihr Gegenteil zu verkehren, unter keinen Umständen geduldet werden.“

Ein Miesmacher

Erinnerungen an Walter Rathenau

Von Stephan Grohmann

Der preussische Ministerpräsident Göring findet, daß in Deutschland noch viel zu wenig Leute eingesperrt sind. Er hat deshalb einen Erlass herausgegeben, wonach jedermann, der ein nichtoptimistisches Wort über die nächste Zukunft Deutschlands sagt, eingesperrt werden muß und auch derjenige, der ein solches Wort hört — etwa am Redentisch oder in der Straßendebatte — und den „Miesmacher“ nicht sofort anzeigt und feilmachen läßt, auch dieser untreuliche Zeuge wird verfolgt. Also sprach Göring.

Das Wort „Miesmacher“ ist in den Jahren 1917 und 1918 in Deutschland in Schwung gebracht worden. Als der deutsche Sieg immer unwahrscheinlicher und die Niederlage immer greifbarer wurde, da galt es, den Deutschen die natürliche Denkt- und Urteilskraft zu unterbinden. Damals brachten die Kriegsbürokraten das häßliche Wort in Schwung. In diesen Jahren 1917 und 1918 wurde auch die Schuchhaft eingebürgert. Wer so Harlebind war, nach dem unglücklichen Sommer 1917, der den Deutschen die letzte erträgliche Friedenschance geboten hat, nicht mehr an einen Siegfrieden zu glauben, diesem Miesmacher drohte unabsehbare Schuchhaft und eventuell auch das Kriegsgericht. Deshalb würgten Millionen Deutsche ihre Meinung schweigend hinunter. Die Erinnerung an diese beiden letzten Kriegsjahre in Berlin ist mit diesem kumpfen Schweigen verknüpft, man wagte in den verdrehten Gassen kein lautes Wort, man hütfete sich in den Straßendebatten, beim Lesen der Zeitung eine verräterische Miene aufzuweisen, man schwieg, schwieg und schwieg, bis ... der November 1918 die Explosion brachte.

Einer der verhafteten „Miesmacher“ war schon damals der später ermordete Walter Rathenau. Ich war ihm schon vor dem Kriege und oft im Laufe der vier furchtbaren Jahre begegnet. In meinem Leben bin ich nur wenigen Menschen begegnet, deren persönliches Leben so fast ausschließlich von dem Schicksal Deutschlands und der Welt ausgefüllt war. Rathenau lebte wie ein Mönch, wenigstens das mal. Er wohnte wohl in einem Haus, das mit vielen Kunstgegenständen und wertvollen Möbeln angefüllt war, aber er ging an diesen Kostbarkeiten vorüber wie ein Museumsbesucher an den ausgestellten Schätzen. Er war ein einsamer Mensch, der unzählige Bekannte und so gut wie gar keinen Freund hatte. Einmal war eine schöne Frau seinem Herzen nahege-

standen, aber sie hatte sich für einen anderen entschieden, und so wandelte sich die einzige Leidenschaft, die ihn einmal berührt hatte, allmählich in eine sehr gefühige Freundschaft. Der einzige Mensch, den er täglich sah, war seine alte Mutter, eine gebogene, zarte, ungewöhnlich kluge alte Jüdin, die trotz einer gewaltigen Nase im mageren Gesicht sehr freundlich und sanft auf den einzigen Sohn und mit ihm auf alle anderen Menschen herab sah. Ja, sie waren sehr stolz, beide, die Mutter Rathenau und ihr Walter. Freilich hatte die alte Dame Grund, auf ihren „Jungen“ mit Vergnügen zu blicken. Sicher war er einer der vielseitigsten Menschen seiner Zeit. Er war in die Leitung der von seinem Vater gegründeten AGW (Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft) eingetreten und galt als einer der großartigsten Kaufleute und zugleich Techniker und Handelsorganisatoren Deutschlands. Die AGW arbeitete in der ganzen Welt. Rathenau, der eine Menge Sprachen fließend sprach, die ganze Welt bereist hatte und die 300 Leute kannte, die als die Spitzen der kapitalistischen Welt in Frage kamen, war immer mehr als nur Geschäftsmann. In seiner Jugend hat er Dramen geschrieben und später Bilder gemalt, er hat philosophische und volkswirtschaftliche Bücher verfaßt, die durch ihren apokalyptischen Ton beirendeten, aber unzweifelhaft den Gedanken der „Planwirtschaft“ gegenüber der anarchischen Produktion des Kapitalismus mit Mut proklamierten. Der reiche Junggesele war ein viel unvorordener Mann. Sein Sozialismus, zum Beispiel seine eindringliche Propaganda für eine radikale Erbhreuer, entremdete ihn seiner Klasse. Er kannte die Berliner Gesellschaft vom Hofe Wilhelms II. bis in die Gassen, in die ihn Käthe Kollwitz blickten ließ. Rathenau war dabei nicht ohne Eitelkeit und seine uralte, kleine, gebeugte Mama, bei der er täglich zu Mittag aß, war für ihn noch ein bißchen eitel als er selbst. Aber auch diese Eitelkeit bezog sich allmählich auf geistigen Besitz. Er war stolz darauf, Gerhart Hauptmann seinen Freund zu nennen, er teilte seinen, allerdings frugolen Abendisch mit Künstlern und Gelehrten, die sich über seine Bedürfnislosigkeit wunderten. Das Wochenende pflegte er in Frauenwäldern zu verbringen, in einem alten Schloß, das er den Hohenzollern abgekauft und mit feinsten Einflügel restauriert hatte. Da mußte jedes Tapetenmuster dem Geschmack der Königin-Luise-Zeit entsprechen. Und er selbst lebte in einer höchst einfachen Stube unter dem Dach des Schlosses, das er immer nur „bescheidig“, nie warm bewohnt hatte. Wenn ich ihn dort mit Weiß und Kindern lärmend überfiel, fand ich ihn in dem totentstimmten Saal immer mutterseelenallein in Gesellschaft von — Büchern.

Dieser umfassende, freudensarme Geist war von 1914 an der erste klar lebende, schweigende „Miesmacher“. Als der Krieg ausbrach, sagte er sich als Wirtschaftsdenkler: Haben wir denn alle Materialien, die für einen längeren Krieg notwendig sind? Er ging zum Generalstab, zum preussischen Kriegsminister, zur Obersten Heeresleitung. Am Anfang verstand man seine Frage nicht. Man hatte ja vor, in spätestens vier Monaten zu siegen. Das wollte denn der Miesmacher, der an einen langen Krieg glaubte? „Weihnachten (1914) sind wir wieder zu Hause“, sagte Bill. Als die Kriegsleitung den Fragenden endlich beariff, übertrug sie ihm die Schaffung der Rohstoffabteilung. Das Deutschland an Kriegsmaterial nötig hatte, Metalle, Chemikalien, Textilwaren, das alles mußte erst nach Kriegsausbruch gesammelt werden! Ein Mann, der ein so gründliches Verlangen bei den Kriegsvorbereitungen erlebt hatte, mußte zum Zweifel an Siegen werden. Rathenau kannte auch die führenden Generale, vor allem den schwerkranken Chef des Generalstabes, der zwar auch den Namen des hegreichen Rolffe trug, aber sich mit Händen und Füßen gegen die Ueberrahme des höchsten militärischen Amtes gesträubt hatte. „Ach, machen Sie nur“, hatte Wilhelm ihn beruhigt, „ich werde schon mein eigener Generalstabschef sein.“ Rathenau, der den Kaiser aus der Nähe gesehen und gesprochen hatte, mußte zum Miesmacher werden.

Nach dem Verlust, der den Deutschen lange verheulenen Marne-Schlacht war Rathenau melancholisch geworden. Niemand hat ihn nach dem Herbst 1914 mehr lachen gesehen. Ein kleiner Kreis im Grunewald, den er immer wieder aufsuchte, wenn ihn die Einsamkeit und das Schweigen fast zum Ertrinken brachte, sah ihn als heimlichen Gast an der Tafel. Der Mann, der sich sonst sehr gerne reden hörte, schwieg Abende lang. Erst wenn man ihn nachs durch die Gartenwege begleitete, fand er ein befreiendes Wort. Einmal sagte er mir so unter nächtlichen Bäumen: „Ich möchte einmal Karl Liebknecht reden hören“, aber im nächsten Augenblick fügte er hinzu: „Ach nein, lieber nicht. Und wenn Christus selbst käme und spräche, die Berliner würden höchstens sagen: Da im Norden soll jetzt ein brillanter Redner aufgetaucht sein.“ Er war ganz bitter geworden. Nur einmal öffnete er den Mund und ließ von Tür zu Tür, um den verschärften U-Boot-Krieg zu verhindern. Vergebens. Man beachtete seine klaren Rechnungen und Prophezeiungen nicht.

Herr Göring bringt das abscheuliche Wort wieder in Schwung. Sollte er fühlen, daß der Krieg, den Hitler gegen die Nation führt, schon so falsch steht, daß man den urteilsfähigen Menschen mit diesem Wort einen Knebel in den Mund stecken muß?

Deutsche Stimmen

Feuilletonbeilage der „Deutschen Freiheit“ * Ereignisse und Geschichten

Sie schweigen alle, alle!

Hochschulautonomie im Dritten Reich

Einst verteidigten die Hochschulen die Freiheit der Wissenschaft gegen die Allgewalt des Staates. Sie schufen sich die Autonomie, um dem Befehlswang fürstlicher Herrschaft zu entgehen. Als der Volksstaat kam, hatte in Wahrheit diese Autonomie jeden Sinn verloren, denn wo der Staat die freie Meinungsäußerung verbietet, braucht die Hochschule keine Unabhängigkeit, um sie zu schützen. So wurde die Autonomie der Hochschulen im Gegensatz zu ihrer früheren Bestimmung zu einem Privileg, um mit veralteten Rechten veraltete Meinungen und Standesdünkel überalterter Art zu schützen.

Als die Herrlichkeit des Dritten Reiches anbrach, mochte man glauben, daß nichts leichter sei, als diese Hochschulen, aus denen nicht, wie Anno 48, die Freiheitskämpfer, sondern die Schildknappen der braunen Reaktion in den letzten Jahren massenweise hervorgegangen waren, völlig „gleichzustellen“. Und in der Tat: Dunderste von Hochschul-Lehrern werden vertrieben. Kein Protest! Tausende von Studenten werden am weiteren Besuch der Hochschule mit Gewalt gehindert. Kein Protest! Ein mittelalterliches Autodafe wissenschaftlicher und künstlerischer Werke findet sogar unter führender Mitwirkung von Studenten statt. Kein Protest!

Schmerzlicher als die Untaten der Hitlerborden war dieses feige Schweigen der Kunst und der Wissenschaft. Als es sich darum handelte, Freiheit des Geistes zu verteidigen, erinnerte sich niemand der Autonomie der Wissenschaft und ihrer Lehre.

Dann kam das neue Studentenrecht. Nicht nur der Artierparagraf wurde zum Gesetz erhoben und so der modernsten Form des Aberglaubens, dem Blutdumstos, die rechtliche Anerkennung gewährt, man schuf auch an Stelle einer wirklichen studentischen Selbstverwaltung, um die die deutsche Studentenschaft seit anderthalb Jahrzehnten zu kämpfen vorgab, ein Studentenrecht, das den Nationalsozialisten die alleinige Führung einräumte und alles andere zur befehlungslosen Gefolgschaft verurteilte.

Jetzt auf einmal begann sich der Widerstand zu regen. An verschiedenen Universitäten in Westdeutschland und auch in Mecklenburg kam es schon vor der Machtergreifung Hitlers wegen solcher Absichten zu erregtem Widerstand. Als jetzt diese Pläne verwirklicht wurden, äußerte sich der Protest erneut, aber es war zu spät. Was in der großen Politik den Deutschnationalen und ihren politischen Freunden blähte, das widerfuhr im kleineren Bereich der Hochschulpolitik den Korps, Burschenschaften und Verbindungen. Ihre Führung

wurde zwangsweise gleichgeschaltet und ihr Einfluß an den Hochschulen angefaßt. Ja, sogar die Existenz alter studentenschaftlicher Organisationen wurde bedroht. Die „Deutsche Freiheit“, eine an den Hochschulen viel verbreitete, bündische Jugendorganisation, und eine Reihe anderer bündischer und nationaler Verbände, die auch an den Universitäten Fuß gefaßt hatten, wurden aufgelöst. Den katholischen Verbindungen droht jetzt ein ähnliches Schicksal, ganz zu schweigen von allen irgendwie nach links orientierten Organisationen, für die seit Anbeginn des Dritten Reiches kein Platz mehr ist.

Erste Anzeichen der Enttäuflung beginnen sich bemerkbar zu machen. So hatte man sich die Sache nicht gedacht. „Gegen die Demokratie?“ — „Ja wohl!“ „Einsig und allein für Hitler?“ — „Nein!“ Der neue Obrigkeitstaat ist da, die Forderung nach einer Autonomie der Hochschule könnte ihren Sinn wiedererhalten. Aber der totale Staat läßt nicht einmal für sie Raum. Denn er duldet keine Macht außer der seinen, Kompromisse sind aussichtslos. Gegen den totalen Staat gibt es nur totale Revolution — sie wird keine Autonomie der Hochschulen schaffen, dafür hoffentlich in nicht zu ferner Zeit die Autonomie des Volkes.

Fachschaft „Lehrer an Hochschulen“ Stamme Haltung, deutsche Professoren!

Der Reichsleiter des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, Staatsminister Schemm, hat zum Leiter der Reichsfachschaft „Lehrer an Hochschulen“ den Ministerialrat Dr. Seidl-Berlin ernannt. Zum händigen Stellvertreter des Leiters der Reichshochschulfachschaft ist Professor Dr. med. Herwart Fischer-Würzburg bestellt worden. Als Mitarbeiterstab stehen dem Fachschaftsleiter für organisatorische und Arbeiteraufgaben zur Seite je ein Hochschulobmann für jede Hochschule und ein Reichsfachobmann für jedes Fachgebiet. Diese Obleute und Mitarbeiter bilden zusammen mit dem Leiter und stellvertretenden Leiter den Führerstab. Die Hochschulobleute der RHF, sollen mit Rektor und Senat, der Studentenschaft und Parteioorganisationen innerhalb des Hochschulkörpers zusammenarbeiten.

Der Reichsleiter ernannte außerdem zum Leiter der Reichsfachschaft „Lehrer an höheren Schulen“ Willi Griesentrog-Berlin.

Gebräunter Penklub

Konzentrationslager und Trügel - ein's Protestes unserer Dichter nicht wert

Im Penklub, der internationalen Organisation der Dichter und Schriftsteller zwecks Verbindung und Verständigung untereinander, hat es schon öfters gegoren; nach der kühnsten Tagung in Ragusa ist es auch in Wien zum Konflikt gekommen, als eine Kundgebung für die in den Konzentrationslagern zurückgehaltenen freideutschen Dichter und Schriftsteller vorgeschlagen wurde. Nach stürmischer Debatte über die Rechte jener Männer deutscher Feder, deren Mensalität noch nicht von der aufgelegten Nazisonne angebräunt wurde, sind die einschlägigen Helden und Frauen deutscher Federführung ausgezerrt und haben an das Präsidium des Wiener Penklubs folgendes Schreiben gerichtet:

„Die Humutung, daß wir „in Kerker Schmachende“, nicht Dichter, sondern politische Agitatoren wie Dissekt, Mühlam usw., die ständig zum Bürgerkrieg aufgefordert haben und die sich zu uns weltanschaulich wie menschlich in schroffem Gegensatz befinden, grüßen, ja ihnen unsere Sympathie ausdrücken sollen, betrachten wir als politische Aktion, gegen die wir uns gerade aus Gründen des jede Politik ausschließenden Penklubgedankens entschieden wenden müssen.“ Gezeichnet: Bruno Brehm, Graf Egon Corti, Dr. Emil Ertl, Hans Freiherr v. Hammerlein, Enrico Krein u. Handel-Ranzetti, Baron Wladimir Hartlieb, Robert Hohlbaum, Dr. Mirko Jelusich, Franz Kahl, Erna Spann-Reinisch, Dr. J. Spunda, Dora Stodert-Regnert (Präsidentin des Vereines der Schriftstellerinnen), Dr. Karl Hans Strobl, Grete v. Urbanitzky (Gründerin des Wiener Penklubs und Präsidialmitglied). Aus dem Freundeskreise des Wiener Penklubs: Reichsanwalt Dr. Karl Peter Kovotna.

Daß es unpolitisch sei, geistige Gegner grausam zu quälen, der Freiheit zu berauben, ihre Existenz zu vernichten, dagegen politisch sich dafür einzusetzen, daß man Männer wie Kahlbaldt, Dissekt, oder Tschuppik menschlich behandle, dieser Schluß ist den Vertretern deutscher Kultur vorbehalten geblieben. Uns interessiert von den Unterzeichneten vor allem der „italienische Adelige“ Graf Egon Corti, den wir als Autor der Rothschildbiografie gerade unter jene Volksgenossen einreihen, deren oberste Repräsentanz eben der von Corti verherrlichte Rothschild-Usurpator ist. Es ist gar kein besonderes Geheimnis, daß Conte Egon Corti ungesähr ebenso nahe zum Teufelsgewalt und der dort lebenden arischen Großmutter hat, wie etwa der Magier des 17. Jahrhunderts Hannsen-Steinshneider, der „rühmliche“ schon nach gut deutscher Sitte um die Ecke in den Grunewald gebracht wurde.

Sehr fein nimmt sich auch der Jäglauer Karl Hans Strobl in der Liste aus, den wir in den Literaturgeschichten

in der Rubrik „Phantasten“ zwischen Paul Scherhart und Gustav Neorink unmittelbar hinter dem grandiosen Schöpfer der „Altraune“ H. H. Ewers finden. Strobl hat sich etwa in seinem Gesellschaftsroman „Der brennende Berg“ mit jener Produzentenklasse intensiv beschäftigt, denen jetzt die praktische Durchführung der Brechung der Jüdnenschaft sehr aufstatten kommt; soviel bis jetzt verlaublich wurde, hat Strobl gegen den Verstoß seiner Werke durch und an Juden nichts einzuwenden. Emil Ertl wird wohl jetzt über seinem „Neuhäuselhof“ das Patentreuz andringen müssen.

Der Tod Schilling's

Professor Max von Schilling, der Intendant der Berliner jüdischen Oper, ist im Alter von 67 Jahren plötzlich in den Folgen einer Embolie gestorben. Mit ihm scheidet eine Persönlichkeit aus dem musikalischen Leben, die als Komponist wie als Verwaltungsmann in den vergangenen Jahren große Bedeutung hatte. Schilling, 1868 geboren, stammte aus dem Rheinland. Von Jugend auf war er eng mit der geliebten Musik verbunden. 1894 wurde seine erste Oper „In der Welt“ aufgeführt. Am bekanntesten sind „Der Pfeifer von Paris“ und „Mona Lisa“ (1915) geworden. Sein musikalisches Schaffen zeigt starke Begabung im Formalen, ohne neue Wege zu weisen. Als Opernkomponist trat er später zurück, um dann als Generalmusikdirektor und Intendant von Stuttgart seinen Aufstieg zu nehmen. 1919 wurde er nach Berlin zur Leitung der Staatsoper berufen. Hier wirkte er bis 1925; unter heftigen Konflikten mußte er seinen Rücktritt nehmen. Seit 1929 dirigierte er wieder an der Staatsoper.

Etwas dunkel geblieben ist Schilling's Rolle im Verlauf der „nationalen Revolution“. Man hat nichts davon gehört, daß er, der mit vielen Ehrenämtern besagte, an irgend einer Stelle ein Wort des Protestes sprach wider die unkünstlerische Austreibung nichtartiger Dirigenten, die an Bedeutung hoch über ihm standen. Ob er „P.g.“ geworden ist, wissen wir nicht, aber am 14. März wurde ihm die Leitung der Städtischen Oper neu übertragen, als man den viel begabteren Karl Ebert davongelockt hatte.

Meine Ueberzeugung ist, daß man ohne eine direkte, aufrichtige und heraliche Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland nie in Europa zum wirklichen Frieden kommen wird.
Mittl.

Lied der Arbeitsdienstler

Sprung auf, Ihr Dienstfreiwilligen!
Feuern! Der Geist verredt,
Wir können es nicht billigen,
daß und Kultur verleert.
Der Mensch wird neu gestaltet —
behelmt — gehört — behaft —
Und gleichgeschaltet
und gleichgeschaltet.

Wir Dienstfreiwilligen marschieren
auf allen Bieren —
der Urwald ruft.
Wir messen den Proletarier
vom Wirbel bis zum Schwanz —
ob auch das Schwein ein Arier
und zur Eroberung reif.
Das Jagen ist veraltet —
die Paarung wird gestiftet
und gleichgeschaltet
und gleichgeschaltet.

Wir Dienstfreiwilligen hegen
den Kinderlegen —
das Chaos ruft.
Wir wandern mit festem Stiebel
zum rasselnden Schlamm —
im Anfang, vor der Bibel,
war das Parteiprogramm.
Die Allmacht, die da waltet,
und alles, was ihr schult,
wird gleichgeschaltet —
wird gleichgeschaltet.

Wir lassen Ermache-Erdre,
Derr Gott, erhöre!
Dein Führer ruft!

Walter Mehring.
(Aus dem „kleinen Tagebuch“)

Ministerin Magdas Rücktritt Sie legt das Modeamt nieder

Das deutsche Modeamt teilt mit: „Frau Magda Gabsbeils, Ehrenvorsitzende des Deutschen Modeamtes, und die beiden Vorsitzenden, Dr. Delenheinz (Mannheim) und Prof. S. B. Weech (Berlin), bitten davon Kenntnis zu nehmen, daß sie ihre Ämter im Deutschen Modeamt gemeinschaftlich niedergelegt haben.“

Was mag da vorgegangen sein? Waren die Modegewaltigen noch härter als die gewaltige Frau Propagandaminister? Wir wittern Chiffon- und Poile-Konflikte.

Moses Loewenstein Der jüdische Habsburger

Der Rürnberger „Stürmer“, das Organ Streichers, des Organistors des Judenbofotts, hat „festgestellt“, daß die Kaiserfamilie derer von Habsburg jüdischen Ursprungs sei. Beispielsweise hätte Rudolf Habsburg sichtlich fremdes Blut in seinen Adern gehabt, was übrigens seine labile Gesichtsfarbe und seine gebogene Nase beweisen. Und seine Habsucht sei ein untrügliches Merkmal der jüdischen Rasse. (Erinnern wir nebenher daran, daß Rudolf von Habsburg im dreizehnten Jahrhundert gelebt hat!) Und Ferdinand II. (der Katholische) ist nach dem „Stürmer“ ein schrecklicher jüdischer Bolschewik gewesen. Die ganze Familie sei nicht im geringsten arisch, sondern komme vielmehr, so wie etliche Päpste, vom jüdischen Banquier Petrus Leonis ab, der tatsächlich Peter Loewenstein geheißt und im elften Jahrhundert in Rom gelebt hat.

Als das hätten sich nicht einmal die Weisen von Zion — die allerdings im Mittelalter noch nicht erfunden waren — träumen lassen, daß Rudolf von Habsburg in Wirklichkeit — Moses Loewenstein hieß ...

Ley trinkt nicht mehr?

Nach einer Begräbnungsansprache des Bezirksleiter Erd Plattner-Karlruhe sprach der Führer der Deutschen Arbeitsfront Dr. Ley. Mit großer Eindringlichkeit vertritt er den Gedanken der Erhebung eines neuen deutschen Menschen. Jeder einzelne müsse eine innere Wandlung durchmachen ...

(Aus einem Bericht über eine Versammlung der „Deutschen Arbeitsfront“ in Stuttgart.)

Was man sich zuflüstert Opfer einer Verwechslung

In einer schlesischen Stadt wurde kürzlich die berühmte Novelle Wlades „Mozarts Reise nach Prag“ zum Feuerort verurteilt. Der betroffene Buchhändler legte Revision ein, diesmal überraschenderweise mit Erfolg. Es stellte sich nämlich heraus, daß man Wlades mit — — Medrina verwechselt hatte.

Der Zaungast

Die Säuberung in der Filmindustrie ist so gut gelungen, daß es nun fast gar keine Filme mehr gibt. Die Produktionsleiter, so weit noch vorhanden, taufen sich die Haare: nicht einmal halbwegs brauchbare Filmmanuskripte sind da. Von Herrn Corell, dem Chef der Ufa, erzählt man, daß er kürzlich in seinem Achtzylinder nachts nach Oranienburg gefahren ist. Am Konzentrationslager machte er Halt. Und rief über den Baum: „O da, da, meine Herren, haben Sie nicht vielleicht ein paar Filmmanuskripte für mich ...?“

Der schlimmste Fluch

Ich wünsche Dir eine jüdische Großmutter!

DAS BUNTE BLATT

TÄGLICHE UNTERHALTUNGS-BEILAGE

Edward Bambridge:

Mensch im Meer

Der Taucher als Gespenst — Kämpfe mit Tieren und Menschen

Der „Geist“ in der überschwemmten Grube

Der Taucher arbeitet übrigens nicht immer im Meer. Oft werden seine Dienste auch auf dem Festland in Anspruch genommen, so zum Beispiel in überschwemmten Tunnels und Gruben.

Bei einer Bergwerkskatastrophe, die sich vor einigen Jahren in Amerika ereignet hatte, sollte ich mit drei anderen Tauchern einen Versuch zur Rettung der Bergleute unternehmen. Glücklicherweise gelang es uns, einer kleinen Abteilung Lebensmittel zu bringen und sie schließlich lebendig zu bergen. Einem der Geretteten wurden die Hilfsmittel aber fast zum Verhängnis. Nicht viel hätte geschadet, und er wäre durch sie in den Wahnsinn getrieben worden. Wir mußten einen mit Wasser gefüllten Stollen passieren, der zu einem höhergelegenen Punkte führte; man nahm an, daß sich ein Bergmann vor der Flut dorthin gerettet habe.

Der Mann, um den es sich handelte, war fünf Tage lang verschüttet gewesen. Er hatte sich schon nahezu aufgegeben und, geschwächt, wie er war, war er eine Beute der Verzweiflung und unheimlicher Visionen. Während er da in vollkommener Stille in der Grube hockte, sah er beim flackernden Lichte seiner Lampe das Herankommen des Wassers; er mußte erwarten, daß es jeden Augenblick steigen und er wie eine Ratte ertrinken müsse. So kann man es ihm nicht verdenken, wenn er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Plötzlich wurde das Wasser im Stollen bewegt; kleine Wellen liefen fast bis zu seinen Füßen. Er glaubte, daß die Flut steigen und sprang entsetzt auf die Füße. Er drückte sich gegen die Wand, die am weitesten vom Wasser entfernt war; die Wellen wurden höher, und plötzlich erhob sich aus den Tiefen der Flut ein dunkles, unheimliches Gestalt. Es stieg und nahm eine entsetzliche Gestalt an. Es troff von Wasser. Seine Bewegungen waren langsam und gespensterhaft. Es hatte tiefe Augen und streckte drohend die Arme aus wie ein Ungeheuer aus vorgeschichtlichen Tagen. Der Bergmann schrie auf vor Schrecken. Was war dies schelmische Geschöpf der Dunkelheit? Dann sah er, daß der „Dämon“ etwas in den Händen hielt. Es war eine Tafel. Dieser ansehnliche Gegenstand beruhigte den Bergmann ein wenig. Jitternd nahm er die Tafel und las darauf die Botschaft, die für ihn Leben bedeutete:

„Ich bin ein Taucher. Essen Sie mäßig von den Lebensmitteln, die ich Ihnen bringe. Hilfe ist nahe, lassen Sie Mut!“

Man muß dem Manne seine Aufregung zugute halten, denn da sein Wohnort einige hundert Meilen vom Meer entfernt war, hatte er niemals einen Taucher gesehen und hatte sicher nicht daran gedacht, daß einer aus dem Wasser der Grube aufsteigen und ihn retten könnte. Der Anblick, den ich nach seinen späteren Mitteilungen geschildert habe, brachte ihn fast um den Verstand. Wochenlang nach seiner Rettung lag er mit schwerem Nervenfieber und Wahnvorstellungen im Spital.

Duell unter Wasser

In Erzählungen werden die Taucher gewöhnlich von Haien und Tintenfischen angegriffen; besonders der Tintenfisch spielt eine große Rolle in Abenteuererzählungen, in denen Taucher vorkommen. Im wirklichen Leben hingegen bereitet keiner von beiden viel Ungelegenheiten. Der Hai

fürchtet sich gewöhnlich zu sehr vor dem Taucher, um unangenehm zu werden, und kann jedenfalls meistens leicht durch das einfache Mittel verschreckt werden, daß man einen gewissen Vorrat an Luft im Taucheranzug ansammelt und sie dann plötzlich durch das Ventil im Helm ausströmen läßt. Das plötzliche Aufsteigen der Blasen verschreckt den „Menschenfresser“.

Persönlich habe ich es lieber mit einem Hai oder einem Tintenfisch zu tun als mit einem Meeraal. Dieser ist außerordentlich kräftig und gar nicht furchtsam, und man findet ihn in den meisten Meeren. Ich wurde einmal von einem Meeraal angegriffen, während ich bei der Bergung von Bargeld auf einem Brack an der britischen Küste beschäftigt war. Der Angriff war so plötzlich, daß er mich für den Augenblick ganz überrumpelte, und ehe ich mein Messer ziehen konnte, hatte mich der Meeraal am Bein, gerade oberhalb des Knöchels, gepackt. Wenn sich der Meeraal einmal festgebissen hat, ist er außerordentlich zäh; er läßt nicht los, nicht einmal im Tode. In einem solchen Falle gibt es nur eines — man muß dem Tiere den Kopf abschneiden. Dies gelang mir, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, da der Hai mit mir wie eine Peitschenschnur herumtauchte. Als ich ihn gerade getötet hatte, merkten oben die Kameraden, daß etwas Unangenehmes vor sich gehe, und zogen mich an die Oberfläche, während der Kopf des Fisches noch in meinem Beine festgebissen war. Es war eine ganz schwere Aufgabe, ihn loszuwerden. Ich übertreibe nicht im geringsten, wenn ich sage, daß wir seine toten Riefer mit Stangen aufziehen mußten, um mich von ihm zu befreien. Dieser Meeraal war ungefähr acht Fuß lang und wog nach meiner Schätzung etwa hundertzwei Pfund.

Man sollte glauben, daß die Gefahren beim Tauchen augenscheinlich genug wären, ohne daß die Menschen sie noch aus eigenem Antrieb vergrößerten. Aber es ist eine nachgewiesene Tatsache, daß einmal auf dem Meeresgrunde ein Kampf zwischen Tauchern stattgefunden hat. Sie befanden sich auf dem Brack des berühmten Schiffes „Royal George“ und sollten Messinggeschütze bergen. Da jedem Manne die von ihm gehobene Stückzahl gutgeschrieben wurde, gab es eine gewisse Rivalität. Es ist nun eine anerkannte Regel, daß irgendein geborgenes Stück demjenigen gehört, der es zuerst bezeichnet hat, und in diesem Falle scheint ein Mann namens Girvan, sich darangemacht zu haben, ein kleines Geschütz zu heben, das nach dem ungeschriebenen Gesetz einem anderen, einem gewissen Jones, gehörte. Jones teilte Girvan dies mit, aber dieser wollte nicht nachgeben, und sie wurden handgemein. Girvan war der Stärkere von beiden und bekam gerade die Oberhand in diesem schrecklichen Streit, als Jones flugerweise den Kampf abbrach und längs des Schutzes zu entkommen suchte. Aber Girvans Zorn war erregt. Er packte den Mann bei den Beinen und zerrte ihn zu einem erneuten Kampfe hinunter, in dessen Verlauf eines der Fenster seines Helmes zerbrochen wurde.

Oben hatten inzwischen die Kameraden gemerkt, daß sich da in der Tiefe etwas sehr Seltsames zutrug und zogen die beiden Männer hinauf. Das war ein Glück für Girvan, denn er wäre sonst zweifellos ertrunken. So aber hatten die beiden Männer keinen weiteren Schaden von ihrem verächtlichen Zusammenstoß und wurden später intime Freunde, nachdem sie den eigenartigen Rekord aufgestellt hatten, den ersten — und, wie ich glaube, den letzten — Kampf auf dem Meeresgrunde ausgefochten zu haben.

bedeuten sollte. Da antwortete zu seinem Erkaunen sein Führer ebenfalls mit einem Pfiff. Der englische Forscher blieb stehen und wartete das Kommando ab. Immer wieder ertönten Pfiffe von der anderen Seite, und regelmäßig antwortete der Führer. Manchmal war es kurze Pfiffe, manchmal hörte man fast Melodien. Nach einigen Minuten blieb der Einheimische den Engländer umzukehren. Als Duedenselt seinen Führer fragte, was er da gepiffen habe, antwortete dieser, daß der andere ihn gewarnt hätte, weiterzugehen, da ein Felssturz den Weg verschüttet habe.

Ein Affe klagt gegen eine Filmgesellschaft

Vor dem Pariser Friedensrichter erschien kürzlich ein merkwürdiger Kläger: ein Affe. Allerdings war es kein gewöhnlicher Affe, sondern ein *Alouatta*, der sich der Würde des Dries entsprechend benahm. Der Affe sollte in einem Robinson-Film, der an der französischen Riviera gedreht wurde, auftreten. Er sollte von einer hohen Palme ein schiffbrüchiges Liebespaar mit Kokosnüssen bombardieren. Aber die Sache klappte nicht. Das Liebespaar stieg, wassertriefend, mehr als ein Dutzendmal aus den Fluten des Mittelmeeres, aber der Affe weigerte sich, auf die Palme zu klettern und sein Bombardement zu eröffnen. Die Filmgesellschaft verweigerte ihm darauf die Auszahlung des Honorars von 1800 Franken. Vor Gericht ließ der Affe durch den Mund des Managers erklären, daß die Palmen an der Riviera für solche Kletterkünste ungeeignet seien. Sie seien brüchig und hätten *Stacheln*, so daß sich der Affe schwer *verletzt* habe. Das Gericht hat einen Sachverständigen bestellt, der die Verletzungen des Affen untersuchen und feststellen soll, ob dem Affen zugemutet werden kann, die Revierpalmen als richtige Kokospalmen anzusehen.

Ich erkläre, daß das Wort „Gerechtigkeit“ das Schönste der menschlichen Sprache ist und man weinen muß, wenn die Menschen es nicht mehr verstehen.

Jules Renard (Tagebuch 1892)

Küßliches altes Entlein

Von Martha Hofmann

Sie ist so müde und so leicht verwirrt,
Die Staub liegt auf dem Haar und auf den Brauen,
Die Augen haben solch erschrecktes Schauen,
Als wäre sie ein Kind und wär' verirrt . . .

Und ist doch längst nicht mehr ein Kind an Jahren —
So an die Vierzig und vielleicht schon mehr.
Doch — war es nicht erst gestern, da sie sehr
Jung, strahlend jung, zur Probe hingefahren?

Probe als „Kora“ und „Rautendelphin“
Und rauschender Applaus bei der Premiere.
Sie fliebert glühend, als ob's gestern wäre.
Doch ging die Bühne der Provinzstadt ein.

Dann hieß es warten, in der Hauptstadt lauern,
Ob einer sie entdeckt . . . Es muß ja sein,
Dah eine Rolle wartet! — Heimkehr? — Rein!
— Doch die Agenten jucken und bedauern.

Die Krise muß ja bald vorübergehn!
Hunger macht schlank — doch Kälte, die ist böse.
Wenn sie entdeckt sein wird — die Welt soll sehn,
Dah sie viel mehr sein kann als nur — Souffleuse.

Das ist sie nur indessen, nur einstweilen.
Bald breiten Flügel sich, der Schwan entsteigt . . .
So spät — da heißt es ins Theater eilen!
(Im Stillen hofft sie, daß die Diva freit!)

Ein Humorist

Mark Twain galt, wie bekannt, als der erste Diktator der Vereinigten Staaten. Von den unzähligen Streichen, die er auf seinem Konto hatte, wollen wir einen zum besten geben, der wenigstens den Vorzug hat, authentisch zu sein. Eines Tages gedachte er einen „Clergyman“ anzuführen, mit dem er befreundet war. Er ging nach seiner Predigt zu ihm und sagte zu ihm: „Ihre Predigt war ausgezeichnet, mein Lieber; bloß habe ich dabei ein Buch, worin sie vom ersten bis zum letzten Wort enthalten ist.“

Man denke sich die Aufregung des Geistlichen, der sich des Plagiates angeklagt sieht. Mark Twain läßt ihn zwei Tage lang in seiner Verwirrung. Endlich, am dritten Tag, schickt er ihm den Beweis, wonach jener ärgerlich und ungeduldig verlangte.

Es war ganz einfach ein Wörterbuch . . .

Was Nestroy dazu sagt

Armut ist ohne Zweifel das Schrecklichste. Mir dürfte eines zehn Millionen herlegen und sagen, ich soll arm sein dafür, ich nehme nicht.

Zwischen Auskommen und Einkommen ist es schwer, das gehörige Verhältnis herzustellen, denn das Geld kommt auf schwerfällige Podagrafüß' herein und fliegt auf Zephrusflügeln hinaus.

Die Dummheit ist eine lurchbare Stärke, sie ist ein Feld, der unerschütterte da steht, wenn auch ein Meer von Vernunft ihm seine Wogen an die Stirne schleudert.

Die Reaktion ist ein Gespenst, aber Gespenster gibt es nur für die Furchtsamen.

Ladies nicht verlernen

Recht hat er.

Flamm ging zum Metzger, ein Beefsteak zu kaufen.
„Ist es zart?“ fragte er.
Der Metzger sagte:
„Zart und weich wie das Herz einer schönen Frau.“
Flamm legte enttäuscht das Beefsteak zurück:
„Dann geben Sie mir lieber ein besseres Stück.“

Kindlicher Einfall

„Mutti, könnte ich nicht statt meiner Puppe ein lebendiges Kind bekommen?“
„Aber warum denn?“
„Weißt du, das geht nicht so schnell kaput, wenn man es mal hinwirft.“

„Bist du mir zuliebe jetzt das Rauchen auf.“

„Nein, das finde ich aber altmodisch.“
„Wieso? Er meint, wir könnten es uns nicht leisten, beide zu rauchen . . .“

„Na, Herr Nachbar, was geschossen auf der Jagd?“

„Und ob; vier Enten!“

„Waren sie wild?“

„Nein, nur der Bauer!“

Zirkusdirektor: „Machen Sie doch schnell. In eine Minute ist Ihr Auftritt!“

Zauberer: „Ja, ja. Ich komme schon! Denken Sie denn, ich kann bezgen?“

„Sie, Liebe, das war ja aber gestern abend eine miese Pflanze, mit der ich Sie gesehen habe.“

„Jaja, ist schon gut — aber, bitte, erzählen Sie meiner Frau nichts davon.“

„Weißt Sie nicht?“

„Doch — natürlich! Sie ward ja!“ (Patschender)

Hausmädchen: . . . der Herr läßt Ihnen sagen, daß Sie ihm entschuldigen möchten, — er sei ausgegangen!

Herr: „Gut — sagen Sie ihm, daß er mich entschuldigen möchte, — ich sei gar nicht dagewesen!“ (Rebelspalter)

Was es alles gibt

Kobragift gegen Krebs

Professor Calmette hat in der Akademie der Wissenschaften in Paris eine Mitteilung betreffend die Krebsbehandlung gemacht. Er erklärte, daß zwei Gelehrte, Monodier (New York) und Tarquet (Paris), die Idee gehabt haben, schwache Dosen von Kobragift zu verwenden, um verschiedene Formen des Krebses zu behandeln. Die Entwicklung gewisser Tumore sei zum Stillstand gekommen und die unerträglichen Schmerzen, an denen die Patienten litten, seien gemildert worden. Calmette habe sich dann entschlossen, Kobragift zu verwenden, um von Krebs ergriffene Mäuse zu behandeln, und die Geschwülste seien nach zehn bis zwanzig Injektionen verschwunden. Professor Calmette wolle aus diesen Tatsachen keine Folgerungen ziehen, aber er sei der Ansicht, daß hierin für die Forscher eine Ermutigung liege, die Studien über die Heilung des Krebses fortzusetzen.

„Gepfiffene“ Sprache

In fast allen Ländern der Erde besteht der Brauch, daß die Strahenlungen einander mit mehr oder weniger grellen Pfiffen verständigen. Manche von ihnen haben gleich eine Menge „Pfeiffonale“ zur Verfügung, um sich gegenseitig von irgendeinem Geschehen Mitteilung zu machen. Leute, wie Matrosen, Polizisten, Bauarbeiter, verständigen sich oft durch Pfeiffen.

Eine wirklich ausgebildete Pfeiffsprache gibt es auf einer der Kanarischen Inseln. Die Insel ist von tiefen Schluchten durchwühlt, in denen Wildbäche und Wasserfälle rauschen. Nur schmale kurvenreiche Pfade führen an steilen Abhängen ins Land. Auf dieser Insel wurde die Pfeiffsprache geboren. Als der englische Forscher Duedenselt mit einem einheimischen Führer diese Insel Gomera durchforschte, ertönte plötzlich auf einem schmalen Pfad hinter einem Felsvorsprung ein langgezogener Pfiff. Der Engländer wußte nicht, was das

Freunde in Deutschland

Ein Flüchtling erzählt

Von meinen Freunden und Arbeitsgefährten, die heute noch in Deutschland sind, hat kaum einer nicht Tragisches, Furchterliches, Grauenregendes, unendlich Demütigendes in den letzten Monaten erlebt: Einer von ihnen, der mir besonders nahesteht, wurde in einem Konzentrationslager gefoltert; ein anderer liegt an den Folgen eines — mihäufigsten — Selbstmordversuches schwer danieder; einen dritten hat man aus der Stellung gejagt und den Sohn zum Krüppel geschlagen. Ungezählte der Genossen, mit denen ich täglich arbeitete, von denen mir jeder nahesteht, „als wär's ein Stück von mir“, an die ich Tag für Tag mit einer Angst und einem Schmerz denke, der mich ihre Qualen miterleben läßt, von denen ich Nacht für Nacht in schredlichen Bildern ohnmächtiger Hilflosigkeit träume, sind Opfer einer barbarischen Unmenschlichkeit. Darf ich von drei von ihnen erzählen?

Vater Hartmann

Den alten Hartmann, heute Häftling in einem Konzentrationslager, kenne ich seit 1920. Damals war er bereits sechsundfünfzig Jahre alt, seit zwei Jahren arbeitslos, und lebte ganz genau, er würde zeitlich nicht wieder in seinem Gewerbe unterkommen. Er existierte von einer kümmerlichen Unterstützung der kleinen Gemeinde, in der er seit fünfzehn Jahren Gemeindevorstand der Sozialdemokratie war. Von dem Tag an, wo er — durch einen Streik — um seinen Arbeitsplatz kam, bemühte er sich ohne Unterlaß um die Angelegenheiten seines Ortes. Und weil er Vorsitzender des Wohlfahrtsausschusses war und weil er die Interessen der Arbeitslosen im Gemeindeverband und an einem Freund anderer Stellen vertrat, nannten ihn nicht nur seine Freunde und Genossen, sondern jedermann in der Gemeinde mit sehr viel Hochachtung, Dankbarkeit, Verehrung und Liebe: V a t e r H a r t m a n n.

Hartmann hat mit von seiner Arbeit im Wohlfahrtsausschuß und an andern Stellen mit solcher Umgebung und solchem Eifer erzählt, daß ich ihm oft mahnend sagen mußte: „Weißt du, wenn man dich sprechen hört, könnte man glauben, du habest selbst keine Sorgen — so viel Zeit hast du für deine Mitmenschen!“ Eine Antwort auf diesen Einwurf habe ich nie bekommen, denn Hartmann war zu sehr damit beschäftigt, mit mir über Fragen des Arbeitslosenrechtes und der praktischen Sozialpolitik zu diskutieren. Wichtig und erdörtenswert war für ihn nur: ob dieser oder jener Versuch, Gesetzentwürfe zu ihrer Verwirklichung, denen, die sich an ihn gewandt hatten, Hilfe bringen könnte. Weil er mich nur immer deswegen aufgesucht hat, weil er vor allem nur dann längere Zeit in der Stadt verweilte, wenn er auf seinen Hilfsangelegenheiten unterwegs war, kamen wir nie näher auf seine persönlichen Angelegenheiten zu sprechen. Nur durch einen Zufall erfuhr ich: Der alte Hartmann legte den Weg von seinem Ort in die Stadt, der gut zehn Kilometer betrug, dreimal in der Woche hin und zurück zu Fuß zurück, denn er wollte den kümmerlichen Hilfsbetrag seines Dorfes nicht durch Sonderausgaben belasten.

Als ich ihm einmal die 1,20 Mark mit vielen Mühen aufgedrängt hatte und ihn sah, daß bei dem gerade herrschenden Mangenschrei nächstem Winter die zehn Kilometer Rückweg zu erklimmen, nahm er das Geld und — laute dafür den erkundeten eines arbeitslosen Kollegen Spielzeug. Er war die personifizierte Güte, Menschlichkeit, Hilfsbereitschaft: der alte Vater Hartmann, den man gern haben und den man verehren mußte, weil seine werktätige Solidarität so präventiv und selbstverständlich dargeboten wurde. Er, der arbeitslose Hilfsarbeiter, der seit sechs Jahren Not litt, war von einer rührenden Lebensfreude Selbstlosigkeit, daß mich ich zumute wurde, sooft ich an ihn dachte, sooft wir miteinander sprachen. Immer wieder sagten seine arbeitslosen Kollegen: „Ja, der Vater Hartmann, wenn alle so wären wie der, dann wäre es in der Welt besser bestellt!“

Als den sozialdemokratischen Gemeinderäten das Mandat genommen wurde, ging Hartmann zu dem Bürgermeister und erklärte: „Fünfzehn Jahre habe ich Wohlfahrtsausschuß gemacht, jetzt machen Sie es. Aber Sie können mir eines glauben: es wird der Tag kommen, wo die Leute vergleichen werden, wer mehr für sie geleistet hat!“

Der Bürgermeister alarmierte die SA, beorderte Polizei aus der Kreisstadt und ließ Hartmann verhaften. Man führte den Sechzigjährigen mit einem Schild: „Ich bin der alte Hönge Hartmann“ durch den Ort, schob bei einem Versuch, ihn zu befreien, zwei junge Burschen, die ein Arbeiterklub, ihn zu brachte ihn denselben Weg, und er seit sechs Jahren Woche für Woche dreimal für seine Erwerblosen gegangen war, zur Stadt und ins Konzentrationslager.

Das Fräulein Erna

Die Jugendfürsorgerin Erna, jetzt neunundzwanzig Jahre alt, betreut seit fünf Jahren die Jugend eines Großstadtdistrikts. Wie sie das macht, wie sehr sie dabei versteht, den Arbeiterfrauen das Tragen ihrer Sorgen zu erleichtern, ahnt nur der, der mit der Erna einmal einen Dienstaufgang gemacht hat. Eigentlich muß sie sich nur um den Gesundheitszustand und die Erziehungsverhältnisse der Kleinen und Kleinen kümmern. Ich weiß aber ganz genau, daß die Erna ihr Tätigkeitsgebiet selbst nicht so eng begrenzt. Denn Not brennt alle, nicht nur die Jugend. Wenn das Arbeitsamt ein Verbot abgelehnt hat, wenn der Mietszuschuß gekürzt wird, wenn eine Erziehungsbeihilfe erobert werden soll, Erna, „das Fräulein von der Jugendwohlfahrt“, wie man sie nennt, hilft immer. Ja, ich kenne auch mehr als einen Fall, wo eine Arbeiterfrau, die der Trunksucht und Brutalität ihres Mannes wegen ganz verzweifelt war, dem drohte: „Ich sag' es dem Fräulein Erna“ — es hatte Erfolg.

Die Erna ist ein resoluter, energischer Kerl, ein Mensch, der in die Welt gehört. Vor Belohnungen ließ sie monatelang herum, für „ihre“ Kinder. Alten Erziehungs, arbeitslosen Bettbourgeois, bössartigen Stadträten, englischen Bürokraten, herzlosen Bankiers, ihnen allen hat sie von „ihren“ Kindern so viel erzählt und sie so bestärkt, bedrängt und getraut, daß sie für ihre wucherdreier Pflegebedürftigen zu Weihnachten auch zweihundertdreier Pakete hatte.

Den Kleinen, den Kleinen, den Schulpflichtigen, aber auch den jungen Arbeitslosen hat die Erna imponiert. Sie haben auf sie gehört, haben sich von ihr etwas sagen lassen, und die Erna hat, wo es nötig war, sie erzoget. Einmal sprach ich über sie mit ihrem obersten Vorgesetzten, einem bürgerlichen Stadtrat. Er sagte: „Die Erna ist ein Prachtstück, ein Teufelskerl, die beste Kraft in meiner Abteilung. Jede Woche überfällt sie mich in meinem Amt und klopft wie eine Eulenmutter um „ihre“ Jungen, für die sie Zuckersüß, Beihilfen und Erziehungsbeiträge will. Als ich vor kurzem mal nicht nachgeben wollte, daß sie mir gedroht, für „ihre“ Kinder Betteln zu geben. Ich hatte wirklich Angst, das Wädel moß ihre Drohung wahr, und habe eben die Paar Kinderzuschüsse bewilligt, um die sie mit mir gestritten hat.“

Seit die Gleichschaltung gekommen ist, geht es der Erna schlecht. Der Stadtrat, ein hervorragender Fachmann, wurde durch einen ehemaligen Marineoffizier ersetzt, der eine ganze Weile Geschäftsführer eines Sportklubs, und dazwischen Fremdenführer war. Die Unterführungen für die Kinder wurden um die Hälfte gekürzt, und die Erna ist Sozialistin und — trägt einen Aufdruck mit Herrenschild.

„Es ist zum Verzweifeln“, erzählt sie, „niemand ist mehr mit meiner Arbeit zufrieden. Man will mir vor, ich verweigere die Jugend und betreibe Wohlfahrtsstaatspolitik. Man sagt mir, daß sich Frauen für einen solchen Posten überhaupt nicht eignen und daß meine Pflegebedürftigen Strolche sind.“

Die Jugendfürsorgerin Erna ist am 9. Juni freilich entlassen worden und heute erreicht mich von ihr ein Brief: „Die Fürsorgeunterstützung, von der ich jetzt leben muß, ist

wenig, und ich weiß nicht, wovon ich jetzt meinen Eltern helfen soll, aber eines jammert mich: Was wird aus meinen Kindern?“

Ein wegen Robheitsdelikten aus dem Amt abgelagerter Polizeibeamter war ihr Nachfolger.

Einer wird Sozialist

Der Mann von dem ich jetzt berichte, ist von altem westfälischem Adel und Sohn einer Familie, in der seit uralten Zeiten der ältere Sohn Offizier, der jüngere Verwaltungsjurist geworden ist. Karl, wie ich ihn nennen will, ist seit Jahren in einer der kulturellen Einrichtungen des Reiches beschäftigt, die ihrer Tradition und ihrer Struktur nach reaktionär sind. Ich kannte ihn ursprünglich nur dem Namen nach, aber die Genossen, die mit ihm beruflich zu tun hatten, erzählten mir gelegentlich von ihm: „Er ist ein Mensch, der seinem Reuigen und seiner geistigen Haltung nach eine merkwürdige Mischung von altem Beamtenadel und modernen Anschauungen ist; reaktionär, aber nicht einseitig.“

Mich hat dieses Urteil neugierig gemacht — ich suchte und fand eine Gelegenheit, mit Karl bekannt zu werden. Mein Eindruck deckte sich im wesentlichen mit dem von mir wiedergegebenen Urteil, und gerade weil er ein Kerl von Format und Tüchtigkeit war, ärgerte es mich ein wenig, daß er auf der andern Front des Klassenkampfes stand. Folglich kritisierte ich mit ihm. Für mich war das nicht leicht, denn mein Gegner war auf all den Gebieten, die ich für eine weltanschauliche Auseinandersetzung wählte, gut beslagen: Was er sagte, hatte Hand und Fuß, wie er argumentierte, war gut durchdacht. Er nahm meine Ansichten zur Kenntnis, machte gelegentlich auch kleine Zugeständnisse, aber zugeben konnte ich ihn nicht.

In seiner Behörde wimmelte es schon 1931, erst recht 1932 von Nationalsozialisten. Als die Welle der Gleichschaltung kam, gab es außer ihm nur Hitler-Leute in seinem Amt, und im April wurde auch sein unmittelbarer Vorgesetzter in Berlin Anhänger der NSDAP. Ich haite aus dem, was ich selbst sah, und noch mehr aus dem, was mir Freunde erzählten, den Eindruck, ihm sei — entsprechend seiner ganzen Einstellung — der Sturz des „Epizentrums“ nicht überaus unwillkommen erschienen. Gerade weil er kein Konjunktur-Nachfolger war, weil er nicht einer Strömung nachgeben und sich von ihr empfortragen ließ, war persönlich dagegen nichts zu sagen. Und doch schmerzte es mich.

Ende Mai bekam ich, ich glaube, er habe schon längst das nationalsozialistische Parteibuch in der Tasche, von ihm einen Brief, wie ich es von ihm gewohnt war: vorsichtig formuliert. Nur ein einziger Satz war auf die Festschreibung bezogen: „Ich habe, meiner Bewohntheit tren, keinerlei Absichten erworben, weder das deutsche Sportabzeichen, noch ein anderes!“ Was er meinte, war mir sofort klar: er war nicht Nationalsozialist geworden!

Anfang Juli erhielt ich — über einen Umweg — einen zweiten Brief: „Der Ordnung halber teile ich Ihnen mit, daß ich zu dem Entschluß gekommen bin, der für jeden Menschen in Deutschland, der nur anständig, nur ehrlich, nur rechtlich denkend ist, meiner Meinung nach selbstverständlich ist: mich hat das, was ich mitangesehen habe, zum Sozialisten gemacht!“

Ich möchte sagen, daß meine Sorgen nicht kleiner geworden sind, daß mir das, was heute im Herzen Europas geschieht, tief weh tut, weil ich das deutsche Volk so lieb habe, wie man es heute nur lieb haben kann, wenn man aus Deutschland entkommen ist, aber mich hat der Brief, den ich zuletzt erwähnte, in all dem Elend dieses Jahres 1933 wieder hoffnungsvoll gemacht, weil er mir den heiligen Glauben und die frohe Zuversicht gegeben hat: Deutschland wird wieder erobert werden für die Freiheit, Menschlichkeit und Kultur, und es wird wieder erobert werden von dem deutschen Volk selbst — als sozialistisches Deutschland!

Arbeitermanifest gegen deutsche Waren

Ein Boykottbrief aus England

Englisches Arbeitermanifest ruft zum Boykott gegen deutsche Waren auf

Der britische National Joint Council, der die britischen Gewerkschaften, die Labour Party und die Labour Parliamentary Fraction repräsentiert, hat ein Manifest erlassen, in dem zum Boykott gegen deutsche Waren und Dienste aufgerufen wird. In dem Manifest heißt es:

„Wegen Hitlers Regierung sind die gewöhnlichen Methoden des Protestes und Appells zwecklos. Diese gefühllose Diktatur muß mit anderen Waffen bekämpft werden.“ Der Aufruf zählt dann die Waren und Dienste auf, die in Frage kommen. (Es werden als die Waren, die hauptsächlich aus Deutschland nach England eingeführt werden u. a. genannt: Haushaltsgeräte, Stahl- und Eisenwaren, fotografische und optische Waren, Uhren, Wertgegenstände aller Art, Woll- und Kammgarnstoffe und andere Textilien, Kleidung, Lederwaren, Schreibwaren, Gummiwaren, Autos, Räder, elektrische Apparate, Musikinstrumente, Gemüse, Kartoffeln, Wein und Bier, Filme und Schifffahrt.)

Der Appell, von dem Kauf solcher deutscher Waren und der Benutzung solcher deutscher Dienstleistungen abzusagen, richtet sich ausdrücklich nicht nur an die Arbeiter,

sondern an alle, die mit den englischen Arbeitern den Absichten und den Ziel teilen gegenüber der Herrschaft der menschlichen Freiheit und der Bürgerrechte.

Wörtlich fährt das Manifest fort:

„Wir halten das deutsche Volk nicht für schuldig für die Handlungen seiner Regierung, die sich die politische Macht gewaltsam angeeignet hat und die soziale Freiheit zerstört hat. Wir können nicht glauben, daß das deutsche Volk überhaupt etwas von den Methoden gewahrt wird, mit denen die gegenwärtige Regierung sich die internationale Sympathie verschert hat. Unser Ruf zum Boykott gegen deutsche Waren und Dienste soll nicht das deutsche Volk schädigen, aber er soll der Regierung fühlbar machen, daß die Verbrechen, die sie begangen hat und noch begeht, von den Völkern der Welt nicht verziehen werden.“

Es wird zum Schluß nachdrücklich betont, daß der Boykott so wirksam gestaltet werden muß, daß das deutsche Volk sich vom Hitlerismus befreit und zur Freiheit und Demokratie zurückkehrt.

Zugleich ruft der National Joint Council zu Beiträgen für den Matteotti-Fonds auf, aus dem die Opfer des Hitlerterrors unterstützt werden sollen.

Schließen genügt auch!

Der Gummiknuppelerlaß

Die Polizeibeamten sollen in Zukunft nicht mehr mit dem Gummiknüppel auf der Straße Dienst tun. Diese „humane Verordnung“ wird damit begründet, daß die Schleierklasse vollkommen ausreichen.

Spielhöhlen beleben

Katastrophale Lage der deutschen Badeorte

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ kommentiert die Zulassung von Spielhöhlen in deutschen Badeorten wie folgt: „Der zweite Grund, der die Regierung der nationalen Erhebung veranlaßt hat, öffentliche Spielbanken zuzulassen, ist die katastrophale Lage der Badeorte.“

„Es ist leichter . . .“

Die abgesagte Revolution

Der sächsische Innenminister Fritsch sagte auf dem Sonntag: „Glauben Sie, es ist leichter, einen mit Gewalt von seinem Amte zu entheben, als eine Revolution von oben gescheitert durchzuführen; der Führer sagte selbst vor einigen Tagen in Berlin, daß alle eigenmächtigen Handlungen aufzuhören hätten.“

Nur Parteibuchbeamte

Der Justizminister von Preußen hat verfügt, daß bei der Einstellung auch von Hilfskräften in der Justiz „alle, erprobte Kämpfer der nationalen Bewegung, besonders SA-Männer“ zu bevorzugen sind.

Laß Villen sprechen!

Die SA. soll Wache schieben

Der sächsische Statthalter Fabrikant Martin Rutschmann ist ein schwerreicher Fabrikant aus Plauen. Er hat sich jetzt in Dresden eine prunkhafte Villa eingerichtet und Manfred Rißinger, der nationalsozialistische Herrscher von Sachsen, ließ sich sofort ebenfalls eine mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattete Villa bereit machen.

Es wurde eine Spezialwache von 12 SA-Leuten den beiden hohen Führern zur Verfügung gestellt, die nach vergeblichen Tagen meuterten. Während 11 dieser Meuterer verhaftet wurden — aber ihr Verbleiben ist nichts bekannt —, ist es einem gelungen, nach abenteuerlicher Flucht ins Ausland zu entkommen. Er erklärte, einen derartigen Exkurs habe man nicht bei „Nazis“ beobachten können, er werde dafür sorgen, daß die irreführten SA-Leute, welche hungern und sich abschlinden, über den Verrat ihrer Führer informiert werden.

Hitler-Jugend als Zwang

Die „National-Zeitung“ in Essen veröffentlicht ein Interview des Referenten für das Volksschulwesen im preussischen Kultusministerium Ministerialrat Dr. Beck, der erklärte, alle Volksschüler und -schülerinnen werden künftig vom 8. bis 14. Lebensjahr dem „Jungvolk“, der Vorstufe der Hitler-Jugend, angehören. Die entsprechenden gesetzlichen Maßnahmen seien bereits in Vorbereitung.

Der mißliebige Gauleiter

Verfahren gegen Brückner

Der Oberpräsident Brückner hat in seiner Eigenschaft als Gauleiter wiederholt heftig gegen den schlesischen Großgrundbesitz gesprochen und sogar die Enteignung propagiert. Der preussische Ministerpräsident Göring, der inzwischen nicht nur Villenbesitzer geworden ist, sondern auch alle Vorberetzungen zum Ankauf eines großen Gutes gerade in Schlesien getroffen hatte, hat bei Hitler die Amtsenthebung des Oberpräsidenten beantragt. Da Hitler diesem Antrag nicht stattgegeben hat, hat Göring von sich aus ein Disziplinarverfahren gegen Brückner eingeleitet.

Verantwortlich: für die Redaktion Joh. Wig; Inserate Otto Rubin, beide in Saarbrücken. Druck und Verlag: „Volkstimme“ G. m. b. H., Saarbrücken, Schützenstraße 5.

Kathrine kehrt heim

Von Adrienne Thomas

„Kathrine wird Soldat“ heißt eines der aufwühlendsten Kriegsbücher, doppelt erregend, weil es von einer Frau geschrieben ist. Adrienne Thomas hat darin ihre Erlebnisse als Rote-Kreuz-Schwester geschildert. Natürlich ist sie Kriegsgegnerin, haßt das bestialische Gemetzel. Nach Jahren in der Fremde ist sie heimgekehrt, nach Mey, ihrer Vaterstadt, und wie sie die Stätten ihrer Kindheit und ihrer Leiden wiederand, das schildert sie in einem neuen Buch. Wir vermitteln unsern Lesern Stücke dieser neuen Arbeit der tapferen Frau und tun das um so lieber, als die Verfasserin von dem Wege, den sie mit ihrem ersten, kriegsfeindlichen Buch beschritten hat, nicht einen Schritt abgewichen ist.

Zehnter Mai Neunzehnhundertdreiunddreißig

Heute, da ich darangehe, diese Eindrücke einer Vorkriegsreise zusammenzustellen, runden im Dritten Reich die Scheiterhaufen, um den Ungeist der Vergangenheit den Flammen anzuvertrauen. Einer Auflage, die sich auf Argumente stützt, wie „düffelhafter Verhöhnung der deutschen Sprache“ und „demokratisch-jüdische Prägung“ hat man kein einziges Wort entgegenzustellen. Dieser „Ungeist“ kann auch auf jegliche Rechtfertigung verzichten. Er ist bereits — gerade über diese Scheiterhaufen — auf dem direktesten Weg in die Geschichte eingegangen. Nur für uns selbst, für unsere Kriegsgeneration möchte ich feststellen, daß er es war, der uns in einem Leben, dessen Phasen Inflation, Verarmung, Krise, Nationalsozialismus hießen, die Haltung jener persönlichen Tapferkeit gab, die von uns in all diesen Jahren in weit größerem Umfang gefordert wurde als im Krieg. Bei uns handelte es sich um einen permanenten Kampf. Wir hatten nicht Schutz und Unterstand. Und traf es immer. Vernichtete mühselig Aufgebautes, schwer errungenen Erfolg und viele Erlebnisse. Nur uns selbst nicht. Wir standen wieder auf, fingen — wer weiß noch, zum wievielten Male? — von vorn an und wollten in der Grausamkeit unserer Epoche noch etwas Naturgewaltiges, den Atem von etwas mitreißend Neuem spüren. Ein Glaube, der in diesen Tagen der totalen Sonnenfinsternis zwar betäubt, aber nicht erstickt werden konnte.

Auch dieses Mal, das geloben wir in dieser Stunde dem „Ungeist“, auch dieses Mal werden wir wieder aufstehen und uns in Reich und Welt stellen für die, die jetzt auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Denn das Naturgewaltige, das mitreißend Neue, an das wir glauben, ist etwas Uraltetes, ist menschliches Erkenntnisvermögen. Schon einmal, vor genau dreihundert Jahren, schlug seine Stunde auf einem Scheiterhaufen: „Eppur si muove!“ Und „Eppur si muove!“ ruft es in dieser Nacht aller Welt vernehmbar von den Dolchblenden in die Sonnenfinsternis hinein — eppur si muove! trotz Mondschatten — eppur si muove! auch für uns trotz Exil!

Jugend unter Glas

Wenn es eine der Menschheit übergeordnete Instanz gäbe, die uns um unsere Wünsche befragte, so läßen sie seltsam genug aus: wir sehnen uns nach nichts sonst als einem bishen ruhigen Garnichts und einem bishen Langeweile. Und nach Weitem. Und nach Weitem aber ist vor dem Krieg. Ist von doppelt schmerzlicher Unwiderbringlichkeit. Denn was uns von dieser Zeit trennt, läßt sich nicht in Jahren ausdrücken. Wenn wir an unsere frühe Jugend denken, sehn wir uns selber unter Glas. Und das ist genau so bedrückend wie ein Gang durch ein Museum, wo unendlich viel Schönes und Wertes und Verlockendes an den Wänden hängt und in Kästen aufbewahrt wird. Reich geschnitzte Türen, durch die niemand mehr geht, Beeten, in denen niemand mehr schläft und niemand mehr stirbt, Puppen, die kein Kind mehr im Arm hält, kostbare venezianische Plafonds — aber die Rädchen, die daran schnuppern, sind längst in Phosphor- und Kalzfäulnis zerfallen.

Wir leben noch, sind noch jung und müssen noch oft von vorn anfangen. Das hindert aber nicht, daß unsere erste Jugend schon unter Glas zu sehen ist. Kleines, historisches Requirit der großen Zeit.

So bleibt es einem unbenommen, die Heimat heiß zu lieben und sich wach und im Traume nach ihr zu sehnen — im übrigen aber tut man gut daran zu vermeiden, seiner Sehnsucht, getrennt durch besagten Glaszettel, in die Augen zu sehen.

Es dauerte fünfzehn Jahre, ehe ich mich doch zu diesem Museumsbesuch entschloß. Den Zug in Schleifstadt, der mich nach Hause bringen sollte, hätte ich mit einiger Anstrengung noch erreichen können. Ihn zu verlassen, war nur letzter, willkommenen Aufschub.

So war es zwar Nacht, als ich ankam. Doch ich hatte die Rechnung ohne den Mond gemacht. Und ohne diese unwahrscheinlich helle Mondnacht.

Der Bahnhof, auf dem ich während des Krieges anderthalb Jahre beim Roten Kreuz gearbeitet habe, war so nüchtern leer und ausgestorben, wie man sich das zur Vermeidung einer Gemütsbewegung nur wünschen kann. Ein Bahnhof wie viele andere auch. Zudem mir entfremdet durch die helle Beleuchtung. Mir war er aus den Zeiten der Fliegergefahr nur im düstern Schein abgeblendeten Lichtes erinnerlich. Diese Gare de Mey berührte mich absolut nicht. Ich wurde abgeholt, und man bot mir „Willkommen in Ihrer Vaterstadt!“ Ach! Vaterstadt! Den ganzen Tag habe ich mich in den Vogeln herumgetrieben, bin hundemüde und will auf dem schnellsten Wege in irgendein Bett.

Während die Herren sich um mein Gepäck kümmern, stehe ich auf dem weiten Bahnhofplatz. Vor meinem Bahnhof. In meiner Stadt. Dort an der Ecke das Haus, in dem ich gewohnt habe. Alles klar und deutlich im weichen Mondlicht. Mey. Zu Hause. Gestern. Und nie wieder.

Der Zug war umsonst verlassen worden. Es ist mir nichts und gar nichts von der schmerzlichen Fassungslosigkeit solchen Wiedersehens erspart geblieben.

Zwei Nächte

Ungern, aber sehr genau erinnere ich mich meiner ersten Nacht in Berlin. Ermüdet von der langen Fahrt war ich trotz brennenden Heimwehs endlich eingeschlafen. Selbst ein ungemein heftiges Gewitter konnte mich nicht völlig wecken. Ich hörte wohl die Donnerschläge, deutete sie mir aber im Halbschlaf anders: Gott sei Dank! Berlin habe ich nur geräumt. Es sind französische Flieger da — und ich bin zu

hause! Zufrieden wollte ich mich auf die andere Seite drehen, als ein greller Blitz das Zimmer taghell erleuchtete. Das fremde Hotelzimmer in Berlin.

Nun schließ ich in Wirklichkeit die erste Nacht wieder daheim. Nicht gut und nicht fest. Einer jener verworrenen Träume des Fallens und Aufschlagens ließ mich hochfahren. Um mich ist alles nachtdunkel. Wo bin ich? Das muß man doch wissen, schelte ich mit mir selbst in diesem trunkenen Zustand zwischen Schlaf und Wachen. Paris? Oder Berlin? Mailand? Wenn schon nicht die Straße und das Haus, halte ich mir in steigender Angst vor, bestimme dich! Wenigstens die Stadt muß dir einfallen!

Ich taste nach Licht. Finde keine Nachtlampe. Keinen Schalter. Vier wuchtige Glockenschläge dröhnen klar und tief durch die Stille. Viermal summert eine dünne Glockenstimme hinterdrein. Das ist doch — — — die Kathedrale! Und die Uhr vom Gottliebhaus! Unfassbar — — —

Ich liege regungslos. Wage kaum zu atmen. Wenn es wirklich wieder nur ein Traum ist, darf er noch nicht zu Ende sein — — — wenigstens die Kathedrale soll er mir noch zeigen — — —

Und dann muß ich wohl wieder eingeschlafen sein.

Erster August

Von der Hotelterrasse sehe ich ein Stück der Rue des clercs in heller Sonne. Gleich werde ich in dieser stillen, kleinen Straße stehen — kann mich links zur Esplanade wenden oder rechts zum Dom. So geht also alle Wünsche einmal in Erfüllung. Seltsame Erfüllung. Vielleicht könnte man sie ohne die Anwesenheit eines Kurzbuches gar nicht ertragen.

Ein langgezogener Ruf durchläuft die Straße. Dringt auch zu mir. Ein Ruf, der zu meiner Stadt und ihrer Atmosphäre gehört wie das Klack „Granaaaaar“ zu Hamburg oder Bremen — wie der Ruf der Gondolieri zu Venedig.

Durch die Rue des clercs rollt langsam ein Wagen. Eher ein Karren. Nebenher geht ein Mann. Und wieder jener langgezogene Ruf. Eine gesprochene kleine Terz. — Auch heute weiß ich noch nicht, was der Mann da auf seinem Karren zu verkaufen hat, ob es Kohlen oder Gemüse sind, die er anpreißt, nicht einmal, ob der Ruf deutsch oder französisch ist. Wie ich es damals nicht wußte. Aber mit verbundenen Augen hätte mich jemand von einem anderen Erdteil hierher führen können: wenn diese langgezogene kleine Terz durch die Straßen und an mein Ohr gedrungen wäre, so hätte ich gewußt, wo ich bin. Denn das gehört hieher wie der Ruf der Gondolieri zu Venedig.

Und nun mischen sich in diese eine Stimme tausend andere — um mich — in mir — ziehen mich hinaus in den warmen Augusttag — in meine Heimat.

Eine Stunde später sehe ich im Hotel de Ville am Fenster. Vor mir die Kathedrale, deren gelber Stein auch leuchtet in der Sonne leicht tauchererleuchtet schimmert. Sie könnte eben erst aus der lothringischen Erde gewachsen sein oder seit Anbeginn der Welt hier stehen — von herber, fast magerer Schlichtheit — wie das Gesicht des lothringischen Menschen.

„Es gibt oft Verdruß und Aufregung im Amt“, sagt neben mir der kleine, weißhaarige Herr, der im Hotel de Ville residiert, „aber ein Blick auf unsere Kathedrale, und man überwindet alles.“

Erster August. Vielleicht stehen wir an demselben Fenster, aus dem heute vor noch nicht zwei Jahrzehnten unserer Stadt der Krieg verkündet wurde. Und in meine glühende Liebe zu dieser Stadt und diesem Land mischt sich so etwas wie Schaudern.

„L'œil beau jardin!“ rief Ludwig XIV., als er das erste Mal durchs Elsaß kam. Lothringen ist kein schöner Garten und auch nicht so lieblich wie das Elsaß. Seine Schönheit ist schweigsamer, und aus ihrer Verschlossenheit spürt man Jahrhunderte altes unseliges Geschick. Viele glaubten das Land zu lieben, weil sie es begehrten. Welches Volk aber wäre ihm wirklich Mutter gewesen — eine Mutter des Vergnügens aus dem salomonischen Urteil?

Von Attila bis 1914: Krieg. Zerstörung der „Innsbruckerischen Stadt“ — Belagerungen, Ueberfälle. „Mey-la-Pucelle“, die nie im Sturm genommen werden konnte, und doch unzähligmal in andere Hände überging. Ihren Bewohnern aber rühmen schon römische Geschichtsschreiber große Friedensliebe nach. — So fand man im Mittelalter unter der Aristokratie der freien und reichen Republik Mey keine großen Feldherren, keine Schlachtenführer. Denn man liebte den Frieden. Nur, um ihn zu verteidigen, hielt man bezahlte deutsche Soldner oder Soldner aus dem „niederer Volk“ der Stadt. Zwischen dem letzten Ueberfall und der nächsten Belagerung ging man seinen Geschäften nach, lebte seiner Familie, besuchte die Kirche und war friedlich. Wenn das dem bösen Nachbarn nicht gefiel, zerfiel man sich und einigte sich auch wieder mittels der Soldner.

Genau wie wir. Immer dasselbe. Und darum muß die Geschichte einer Stadt, deren Einwohner schon von alters her im Ruf ganz besonderer Friedensliebe stehen, so aussehen. Zofehr man sich gegen diese Erkenntnis wehrt — man kann sich ihrer Trostlosigkeit nicht verschließen: Krieg ist so etwas wie das fünfte Element, jene elementare menschliche Dummheit, von der man nicht weiß, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht.

Unabhängigkeit und doch Verbeihung — kein Bau — leuchtendes Aufwärtswirken — hebt der Mutteturm sein Haupt über die Kathedrale in den tiefblauen Sommerhimmel. Vielleicht ist es dasselbe Fenster. Solange man lebt, hört man nicht auf, zu hoffen: mögen doch aus ihm nie wieder Siege oder Niederlagen verkündet werden.

Ehe ich mich von Monsieur le Maire***) und den anwesenden Herren verabschiede, wird mir noch das Gästebuch der Stadt Mey gezeigt. Da ist der Name von Clemenceau, der von Poincaré und von Raoul-Hug zu sehen, der von exotischen Fürstlichkeiten und ihrem Gefolge. Darzwischen die Handschriften großer und weniger großer Repräsentanten der

*) „Was für ein schöner Garten!“

**) Bürgermeister.

Literatur. Seite für Seite wird umgeblättert, dies erklärt, das kommentiert — und dann kommt wieder ein freies Blatt.

„Und hier“, sagt Mr. le Maire und legt die Hand darauf, „und hier dieses Blatt ist reserviert für den Sultan von Marokko, der am 18. August nach Mey kommt.“ Klappt das Buch zu.

Es gehört nicht so ganz hierher. Oder vielleicht doch? Im Elsaß lernte ich einen sehr liebenswürdigen katholischen Geistlichen kennen, der mich, da ich ein bishen besser französisch spreche als er selbst, durchaus für eine Französin ansehen wollte. Ich berichtete, daß ich Deutsche sei. „Wirklich Deutsche?“ Und lachend sagte er hinzu: „Wir nennen das hier „die Erbsünde.“

Also die Erbsünde.

Und natürlich gehört das gar nicht hierher!

„Saaaaayeeee!“

Die ersten Tage vergehen in einer traumhaften Benommenheit. Alle Straßen reden lebendige Sprache, und die Häuser sagen „du“ zu mir. Den Justizpalast an der Esplanade muß ich berühren: er ist wirklich da, steht vor mir, ist nicht aus Erinnerung und Phantasie gebaut, sondern aus dem gelben Stein von Jaumont.

Wenn man über die Meyer Geschichte sprechen wollte, so wäre manches über das Palais de Justice und noch mehr über die Vergangenheit des Places, auf dem es steht, zu sagen. Man müßte von dem ursprünglichen Bau erzählen, dem Hotel de la Haut-Pierre, das den Domherren der Kathedrale gehörte, im 14. Jahrhundert Wohnsitz des Herzogs von Suffolk war — von dem noch die Rede sein wird — endlich dazu diente, alle illustren Gäste der Stadt Mey zu empfangen. Der langgestreckte Sandsteinbau in seiner heutigen Form stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Typisch französisch umschließen der Mittelbau und seine Seitenschiffe einen geräumigen Hof, in den drei Freitreppen münden. Es gibt zahlreiche, meist viel ältere Hotels in der Stadt; aber das ein wenig erhöht liegende Palais de Justice ist eines der schönsten. Man kann nicht von Mey sprechen, ohne seine Silhouette mit dem flachen Dach vor Augen zu haben, ohne seine gelben Sandsteinmauern durch die Linden der Esplanade schimmern zu sehen.

Der linke Flügel des Justizpalastes grenzt an die Esplanade. Wenn man erklären sollte, was die Esplanade ist, so könnte man das wahrscheinlich nicht anders beantworten, als damit: ein öffentlicher Garten oder eine gärtnerische Anlage mitten in der Stadt. Müßte man sie aber mit irgendeinem anderen öffentlichen Garten vergleichen, welchem Meyer fiel ein Vergleich ein! Keinen Tiergarten in Berlin, keinen englischen Garten in München — nicht einmal den Schlosspark in Versailles würden wir dieser von zwei alten, schattigen Alleen flankierten Anlage gleichstellen. Man kann uns nicht verbildeten Lokalpatriotismus vorwerfen; denn dann hören wir uns sofort auf den weitgereisten Humboldt und seinen Andrus! „Der schönste Platz der Welt!“

Und der lieblichste. Paradies a l'air Meyer Kinder. Arm und reich. Fröhlichste Erinnerung derer, die in der Kindheit hier „Räuber und Gendarm“ gespielt haben, rund um das Kaiser-Wilhelm-Denkmal, die an der Fontaine Seil spragen, die hinter den Fliederbushs verborgen, laut gelächelt ihr „Saaaaayeeee!“ — ca n'est qu'! riefen, zum Zeichen, daß sie sicher verstanden und man sie lachen könne. Als man diesen Spielen entwachsen war, warf man an der Kastanienallee das Diabolo hoch — oft über die Wipfel der Bäume hinaus — ein elefantines Spiel, besonders beliebt bei den graziosen jungen Damen der Lothringischer Reise-Gesellschaft.

*) Wörtlich: Hier ist es, eigentlich aber unübersetzbar. Eine Wendung, die der Franzose meist so gebraucht wie der Engländer sein MA right! und der Wiener: „Seht in Ordnung!“

Schauspieler-Anekdoten

Der Direktor

Der junge Direktor verstand wenig vom Theater, aber er hatte die hohe Kaution und so sprach man ihm das Stadtheater zu.

Eines Tages wohnte er einer Probe von Ibsens „Gespenster“ bei.

Der Regisseur wiederholte immer wieder dieselbe Szene des zweiten Aktes, bis er endlich die gewünschte, unheimlich drückende Stimmung gefunden hatte.

„Jetzt ist es gut, was, Herr Direktor?“ fragte er höflich. Der junge Direktor wollte etwas mehr, als nur ja sagen, und so bemerkte er schwärmend: „Sehr gut, sehr gut — nur, wenn das Dienstmädchen da etwas mehr von rechts käme, hat von links — ich glaube, das wirkte moderner.“

Der Schlaf

Es war eines Abends in einem Künstlerlokal. Die Kritik hatte das neue Stück in Grund und Boden gerufen.

Der Autor sah beleidigt über seinem Bier. „Und übrigens“, sagte er, „kann der Kritiker gar keine Meinung von dem Stück haben, er hat ja während des zweiten Aktes geschlafen.“

Darum ein Freund des Autors: „Na und? Ist Schlaf nicht auch eine Meinung?“

Schlummer

Schauspieler: „Mein gestriges Benefiz war ein großer Mißerfolg. Stellen Sie sich vor, das ganze Publikum...“

Freund: „Pff!“

Schlummer: „Schlummer.“

Schlummer: „Schlummer.“

Schlummer: „Schlummer.“

„Wollte fortgehen?“

„Noch viel Schlummer: blies zu Hause!“

Miquel de Unamo: Kultur...

Die Kultur eines Landes ist etwas außerordentlich Intimes, das man nicht auf einem Spaziergang durch die Straßen schauen lernt, und auch da, wo diese schlecht gepflastert, voller Pfützen und Schmutz sind, wo es keine raffinierte Bequemlichkeit und nicht einmal Polizei gibt, kann es eine Kultur geben, die Ausdruck eines hohen und edlen Geistes in sich schließt.

Aus dem Spanischen übersetzt von Karl Meier.

*) „Und sie bewegt sich doch!“